

h

02 / 2015

INFO

HOTTINGEN WIRTSCHAFTSGYMNASIUM
HANDELS- UND INFORMATIKMITTELSCHULE



In Bewegung bleiben

...und dabei die Erholung nicht vergessen

EDITORIAL	SEITE 2
STAATSKUNDEWOCHE	SEITE 9
WIRTSCHAFTSFRÜHSTÜCK	SEITE 12 – 13
MINT	SEITE 14

Interview / Seite 4 – 5

Mit einer Wirtschaftsmatur zur Chemie-professur

Sport / Seite 6 – 8

Leistungssportler

Gedankensplitter / Seite 17

Flüchtlinge und Hospitalität

Öko-logisch! / Seite 19

Was lebt in unserem neuen Teich?

Kolumne / Seite 20

Gedanken zum Schuljahreswechsel

TERMINE

28 / 08 / 2015

Gartenfest

10 / 11 / 2015

Forum KSH

24 / 11 / 2015

Schnuppertag

17 / 12 / 2015

Weihnachtskonzert

HOTTINGEN IST DIE WIRTSCHAFTSSCHULE MIT INNOVATIVEM UND PRAXISBEZOGENEM BILDUNGSANGEBOT IM RAUM ZÜRICH.

In Bewegung bleiben

Liebe Leserin,
lieber Leser

VON SANDRA NUSSBAUMER

Wenn vor den Sommerferien erst die Schülerinnen und Schüler der HMS- und IMS-Klassen ins Praxisjahr verabschiedet und kurz darauf die Maturanden ins Leben entlassen werden, verspüre ich jeweils irgendwo tief in meinem Innern ein Kribbeln. Dann rutsche ich auf meinem Stuhl hin und her wie ein kleines Kind, das vor Aufregung nicht stillsitzen kann. Wie gerne würde ich auch raus ins Leben, aufbrechen in unbekannte Gefilde und Neues entdecken! Die Tatsache, dass ich bereits draussen im Leben bin und mich darin wunderbar bewege, verkenne ich in dem Moment vollkommen. Nicht einmal die Aussicht auf grosse Reisen während der Ferien kann meine Unruhe stillen. Gerade im Sommer nämlich, wenn zum regulären Semesterende noch die Abschlussprüfungen hinzukommen, fühle ich mich zuweilen wie ein Hamster im Lauf rad – permanent in Bewegung, aber trotzdem immer am gleichen Ort. Dann wünschte ich mir nichts mehr, als dem zu entkommen.

Doch schon wenige Tage nach Beginn der grossen Ferien entpuppen sich diese Gedanken als Verwirrungen des Geistes, zuzuschreiben der allgemeinen Ermüdung am Ende eines intensiven Schuljahres. Dann nämlich ist das Kribbeln bereits einer inneren Ruhe gewichen. Und schon bald wird sich die Gewissheit einstellen, dass auf diese Ruhe neue Bewegung folgen wird. So geht der Lauf des (Schul-) Lebens. In den Sommerferien halten wir gewissermassen Winterschlaf, während dem Körper und Geist regenerieren. Der Sommer bietet die Möglichkeit, endlich einmal gründlich auszumisten, sich von Ballast zu befreien, der sich über das Jahr (oder noch länger) angesammelt hat, aber auch sich treiben zu lassen, Musse zu haben, nichts zu müssen, nur zu dürfen, weiter die Möglichkeit, Neues zu entdecken, die Welt zu sehen und aufzutanken – Bewegung im Stillstand sozusagen. In Bewegung zu bleiben, ist für den Menschen elementar. Doch genauso sind es die Ruhephasen. Das gilt auch für die Schule und den Unterricht.

Eine gesunde Balance zwischen Neuem und Altbewährtem ist also der Schlüssel zum Erfolg. Dass uns dies wohl ganz gut gelingt, davon können Sie sich in dieser Ausgabe des h info überzeugen: Im vergangenen Juni organisierte die Fachschaft Wirtschaft unter der Leitung von Madeleine Oelen zum ersten Mal ein «Wirtschaftsfrühstück». Kein Geringerer als Nationalbankpräsident Thomas Jordan hat am frühen Morgen zu einem bunt gemischtem Publikum aus Schülerinnen und Schülern, Lehrpersonen, Eltern und Ehemaligen gesprochen und einen Einblick in die Tätigkeiten der SNB gewährt. Der Anlass mit anschliessendem Frühstück war ein voller Erfolg! Wir hoffen, dass noch weitere folgen werden. Neues gibt es aber auch aus den Fachbereichen Naturwissenschaft und Technik zu berichten: Vor den Frühlingsferien wurde die neu konzipierte MINT-Woche in Zusammenarbeit mit ingCH durchgeführt. Die beiden Projektleiter Stephan Amstutz und Fabienne Häusler ziehen Bilanz. Im dritten Jahr der Akzentklasse «Entrepreneurship» liegt der Praxisakzent im Bereich der unternehmerischen Tätigkeit. Bis anhin wurden im Rahmen dieses Praxisakzents jeweils Mini-Unternehmungen gegründet – wir haben mehrfach darüber berichtet. Im letzten Schuljahr hat nun erstmals ein Schüler ein Unternehmenspraktikum absolviert. Julian Stella erzählt in dieser Ausgabe von seinen Erfahrungen. Altbewährtes in immer neuer Form bietet die Theatergruppe unter der Leitung von Susanna Rosati. Die diesjährige Aufführung «Welcome to Europe» demonstrierte Bewegung in doppelter Bedeutung: Inhaltlich – wie der Titel bereits erahnen lässt, hat sich die Gruppe der Thematik der Flüchtlingspolitik angenommen – und konzeptionell. Martin Strauss berichtet von dieser spektakulären Theateraufführung. Fester Bestandteil des Curriculums ist auch die Staatskundewoche der zweiten Klassen des Gymnasiums. Im Rahmen dieser Woche zeigen die Schülerinnen und Schüler aber jedes Jahr von Neuem, was unser Land, unsere Gesellschaft und damit auch sie selbst bewegt. Nach dem sommerlichen Winterschlaf starten wir erholt, voller Elan und Tatendrang ins neue Schuljahr und bleiben in Bewegung. Sie hoffentlich auch!

•



Redaktion
Bild oben: Sandra Nussbaumer
Bild unten: Barbara Ingold

Doruntina Jakupi
G3d, Schuljahr 2010/11
«Dämmerung»



Mit einer Wirtschaftsmatur zur Chemieprofessur

Warum gute Lehrpersonen so wichtig sind, man ohne hart zu arbeiten nicht weit kommt und wie die Fernsehserie «Breaking Bad» seine Vorlesungen bereichert, erklärt Karl Gademann im Interview.

VON SANDRA NUSSBAUMER

Karl Gademann, Sie haben 1991 an der Kanti Hottingen die Matura gemacht. Wir sitzen in einem Ihrer ehemaligen Schulzimmer. Woran erinnern Sie sich, wenn Sie an Ihre Zeit hier zurückdenken?

Die Mittelschulzeit ist sehr wichtig für die Persönlichkeitsentwicklung eines Jugendlichen, meiner jedoch besonders. Als Erstes kommt mir das Persönliche in den Sinn. Ich habe meine Frau hier kennengelernt, bin also mit meinem High-School-Sweetheart verheiratet, wir haben zwei Söhne. Auch habe ich viele Freunde aus dieser Zeit. Als Zweites denke ich an die Ausbildung. Das breite Fachwissen, das einem im Gymnasium geboten wird, habe ich sehr geschätzt. Als es auf die Matur zugeht, stelle ich bei mir sogar die Frage: Chemie oder Germanistik? Mein Deutschlehrer Martin Strauss hat mir zur Chemie geraten mit der Begründung, dass ich die Literatur ja auch als Hobby pflegen könne, das sei bei der Chemie nicht so einfach. Und er hatte Recht. Gerade gestern Abend habe ich Ibsens «Gespenster» gelesen. Das war also eine gute Entscheidung. Und schliesslich die Lehrpersonen: Es gab viele gute Lehrer, aber auch ein paar schlechte. Interessanterweise haben Letztere die Schule in der Regel nach einem Jahr wieder verlassen. Das System funktioniert also. Viele Lehrer waren sehr prägend. In Wirtschaft und Recht beispielsweise war die Lehrerin wirklich streng, aber wir haben viel gelernt. Dieses Wissen habe ich heute noch.

Reicht denn das Wissen aus den naturwissenschaftlichen Fächern, um an der ETH studieren und vor allem bestehen zu können?

Natürlich hatten wir am Wirtschaftsgym weniger Mathematik und Naturwissenschaften als diejenigen, die das Gymnasium mit mathematisch-naturwissenschaftlichem Profil absolviert haben, aber das ist nicht unbedingt ein Nachteil. Zu Beginn des Studiums wusste ich sehr genau, dass ich würde lernen müssen, und zwar viel lernen. Während ich also abende- und wochenendlang hinter den Büchern gesessen bin, haben sich die MNGler erst einmal zurückgelehnt, weil sie das alles schon gehört hatten und es so einfach war, und sich zum Jassen oder in Bars getroffen. Nach ein, zwei Monaten war der Zug jedoch abgefahren und sie hatten den Anschluss verpasst. Um also die Frage zu beantworten: Es reicht, um eine Basis zu schaffen, auf der man aufbauen kann. Dieser Aufbau allerdings ist harte Arbeit.

Warum haben Sie das Wirtschaftsgym gewählt?

Das hat mich wahnsinnig interessiert damals. Ich habe immer den Wirtschaftsteil in der Zeitung gelesen. Das Interesse hat sich einfach nachher anders entwickelt. Übrigens bin ich davon überzeugt, dass man immer das machen soll, was einen wirklich interessiert, und nicht das, was die Eltern oder sonst jemand wollen, oder das, womit man später vielleicht einmal viel Geld verdient. Denn nur das befriedigt einen auf Dauer und macht einen glücklich.

Würden Sie unseren Schülerinnen und Schülern ein ETH-Studium empfehlen?

Die ETH gilt ja als sehr streng, der Druck ist hoch, die Durchfallquote liegt je nach Fach bei bis zu 30%. Wenn man aber den Willen

hat und bereit ist zu arbeiten, dann kann das im Prinzip jeder schaffen. Man kann grundsätzlich mit jeder Matur alles studieren.

Braucht es nicht eine bestimmte Begabung?

Mein Mathelehrer Urs Neff hat einmal gesagt, Mathematik sei wie Velofahren, man könne es lernen. Und das gilt auch für den Hochschulstoff in den anspruchsvollen Fächern. Sie müssen wissen: Bei den schwierigen Basisprüfungen geht es nicht darum, die rauszuprüfen, die keine Begabung haben, sondern die, die nicht lernen. Wenn man sich also in der Schule bereits eine solide Arbeitshaltung und eine gewisse Disziplin aneignet, ist das sicherlich nicht verkehrt.

Und wie wird man Chemieprofessor?

Auch wenn mein Weg nach einem geradlinigen aussieht, war für mich nicht von Anfang an klar, dass dieser so verlaufen und mich zu einer Professur führen würde. Nachdem ich im Jahr 2000 an der ETH doktoriert hatte, war ich nicht sicher, ob ich gut genug war. Diese Sorge erwies sich allerdings im Nachhinein als unbegründet. Mein Doktorvater schickte mich ins Postdoc nach Harvard. Als ich zurückkam, machte ich mich an die Habilitation, die ich 2006 beendete. Dann folgte eine Assistenzprofessur an der ETH Lausanne. 2010 wurde ich an die Universität Basel berufen und per 1. August diesen Jahres zum ordentlichen Professor für organische Chemie und chemische Biologie an der Universität Zürich ernannt. Chemie ist ja ein breites Feld. Ich forsche zu Molekülen aus der Natur und dazu, wie sie in der Natur auf Organismen wirken und wie sie auf Menschen wirken.



Karl Gademann
(Copyright: Derek Li Wan Po)

Forschen Sie noch selber?

Ich arbeite im Team mit den Doktoranden zusammen. Aber Sie haben schon Recht mit dieser Frage... Doktorand zu sein ist – bei allen Rückschlägen, Widerständen oder Misserfolgen, die es halt gibt – das Grösste! Wenn man etwas entdeckt, ist man der Erste auf der ganzen Welt, der diese Entdeckung kennt. Und das ist ein unbeschreibliches Gefühl. Ich erinnere mich, wie ich bei meiner Doktorarbeit diese Entdeckung gemacht hatte. Es war Frühling, doch es hatte noch einmal geschneit. Auf dem Heimweg bin ich ganz vorsichtig gegangen. Ich wusste, ich musste aufpassen, mir durfte nichts passieren, da ich sonst meine Erkenntnis niemandem mitteilen konnte. Solche Momente wiegen alles auf. Als Professor habe ich das leider nicht mehr. Jetzt sitze ich im Büro. Die Forschung ist zwar nicht zu Ende, aber die unmittelbaren Entdeckungen machen zuerst die Doktoranden.

«DOKTORAND ZU SEIN IST DAS GRÖSSTE!»

Wollten Sie nie raus in die Welt und irgendwo in der Forschung bei einem grossen Pharmakonzern arbeiten?

Nein. Nie. Ich habe den besten Job, den es gibt. Ich arbeite mit jungen Menschen, die interessiert sind, motiviert und enthusias-

tisch. Ich kann diese Menschen ausbilden. Das kennen Sie als Lehrerinnen und Lehrer ja auch. Gibt es etwas Schöneres? Ob der Lohn in der Privatwirtschaft allenfalls höher wäre, hat mich nie interessiert.

Die Leidenschaft, die aus Ihnen spricht, ist beneidenswert. Wie schafft man es denn, das zu finden, was man leidenschaftlich gerne macht?

Das habe ich mich oft gefragt. Im Rahmen des Outreach-Programms, das wir haben, stellen wir manchmal an Gymnasien die Uni bzw. das Fach Chemie vor. Dann werde ich von Schülerinnen und Schülern gefragt, ob sie so ein Studium wirklich schaffen könnten, ob sie gut genug seien. Weder kann ich das aber beurteilen, noch ist das für mich die zentrale Frage. Ausschlaggebend ist wie gesagt das Interesse. Aber viele wissen vielleicht gar nicht, wo ihre Interessen liegen. Wahrscheinlich sind die Studiengänge Wirtschaft und Jus deshalb so populär, weil einem nachher so viele Türen offen stehen, man noch Zeit hat, sich zu entscheiden und seine Interessen zu finden. Ich hoffe, das gelingt. Aber wie genau das geht, weiss ich nicht. Bei mir war sicherlich die Prägung durch die Schule entscheidend. Deshalb ist es wichtig, gute und engagierte Lehrpersonen zu haben, die die Schülerinnen und Schüler für ein Fach begeistern können. Ich war zwar nicht überragend in Chemie, aber ich habe Feuer gefangen. Mich hat immer fasziniert, wie Moleküle auf Menschen wirken, wie ein Medikament wirkt,

wie ein Pflanzenschutzmittel wirkt, warum es den Käfer tötet, nicht aber Mensch und Pflanze. Vielleicht ist es auch so, dass einen das Fach findet. Ich weiss es nicht.

«VIELLEICHT FINDET EINEN DAS FACH.»

Dieses Outreach-Programm klingt interessant. Da ist also nichts mit Elfenbeinturm...

Wir haben an der Uni Basel verschiedene Projekte gemacht. Neben dem Besuch an Schulen haben wir beispielsweise regelmässig die Chemielehrer der Mittelschulen eingeladen. Weiter veranstaltet die Uni Basel alle zwei Jahre einen Tag der offenen Tür und kann so mit der breiteren Bevölkerung in Dialog treten. Das chemische Institut in Basel befindet sich ja in einem Wohnquartier. Nur schon deshalb ist es wichtig zu zeigen, was man macht. Und die Leute kommen gerne. In diesem Rahmen haben wir zum Beispiel Sprengstoffvorlesungen gehalten.

Die Menschen scheinen das ja unheimlich faszinierend zu finden: Die Herstellung von Sprengstoff oder Drogen, die Forensik, ... Mir kommt die Fernsehserie «Breaking Bad» in den Sinn, in der der Chemielehrer Walter White Crystal Meth herstellt und verkauft, um seiner Familie zu helfen.

Das stelle ich auch fest. (Lacht.) Die Fernsehserie «Breaking Bad» brauche ich tatsächlich hin und wieder in den Vorlesungen. Da schauen wir jeweils, mit welchen Methoden Walter White arbeitet, reduktive Aminierung beispielsweise. Das ist meine Lieblingstheorie, als Pinkman sagt: «Yeah, Mr. White, yeah Science!».

Sind die Studierenden von heute anders als die früher?

Viele sagen ja, die Studierenden seien schlechter als noch vor 20 Jahren. Das glaube ich nicht. Die Studierenden sind immer gleich gut oder gleich schlecht. Sie können allerdings mehr als früher: Besser präsentieren oder selbständiger arbeiten. Aber die Bereitschaft etwas zu investieren, auch monetär in Lehrbücher beispielsweise, hat nachgelassen. Das Internet, namentlich Wikipedia, kann

scheinbar alles. Doch das ist ein Irrglaube. Denn ein Lehrbuch ist didaktisch strukturiert, das Internet ist das nicht. Die ganze Sache hat also letztlich einen Einfluss auf das Denken der Studierenden. Zudem haben die Studierenden die Musse oft nicht mehr, eine Stunde lang ein Buch zu lesen, sie kennen das Prinzip der Bibliotheken kaum. Ich glaube, das ist verheerend. Meine Aufgabe ist es deshalb auch, dem etwas entgegenzuwirken.

«EIN LEHRBUCH IST DIDAKTISCH STRUKTURIERT, DAS INTERNET IST DAS NICHT.»

Wie unterrichten Sie?

An der Tafel – ex cathedra. Ausschliesslich. Ich schreibe an die Tafel, die Studierenden schreiben ab. Ich bin ja davon überzeugt, dass, je mehr Übung man in etwas hat, je mehr Möglichkeiten sich auszudrücken – zum Beispiel auch mit chemischen Formeln –, desto mehr erschliesst sich einem die Welt – auch die Welt dieser Formeln. Und das lernt man nicht durch Powerpointpräsentationen, sondern nur durch Anwendung. Powerpoint ist sowieso ganz schlecht, auch wenn die Studierenden das vielleicht manchmal lieber hätten. Aber man ist viel zu schnell. Fotos oder Videos sind auch ein Problem. Manche würden am liebsten alles aufzeichnen, bloss nicht selber arbeiten. Aber die Studierenden tun sich ja keinen Gefallen, denn an der Prüfung müssen sie die Formeln auch selber zeichnen können. Deshalb halte ich an der klassischen Art der Vorlesung fest. Und ab und zu «Breaking Bad».

Leistungssportler an der Kanti Hottingen

So unterschiedlich die Sportarten sein mögen, wer neben dem Gymnasium Sport auf höchstem Niveau betreiben will, braucht vor allem eins: Disziplin.



Bogenschiessen

WIEBKE BRETERNITZ (G3A)

Ich bin Bogenschützin – seit etwas mehr als drei Jahren – und trainiere mittlerweile auf nationaler Ebene. Ich habe als Kind oft aus Spass in der Nachbarschaft mit den Jungs Indianerliis gespielt, wobei wir uns selber Bögen gebaut und damit geschossen haben. Als ich in der Schule den Wilhelm Tell habe lesen müssen, erinnerte ich mich wieder daran, wie viel Spass das gemacht hatte damals, habe mich umgehört und einen Einführungskurs besucht. Im Bogenschiessen kann man, ähnlich wie im Karate, verschiedene Grade erwerben. Insgesamt gibt es davon sieben verschiedene Abzeichen. Ich habe innerhalb kurzer Zeit all diese Abzeichen geschossen und kann mich zu einer der wenigen zählen, die dies geschafft haben. Natürlich bin ich auf alle Meisterschaften oder Turniere, die ich bestritten habe, stolz, denn unter Bogenschützen haben diese Abzeichen einen sehr hohen Stellenwert. Was mich an dieser Sportart fasziniert ist die Perfektion, mit der man jeden Schuss abgibt. Es ist ja so, dass man sich einfach nur hinstellt und mal irgendwie zielt, sondern die Technik ist das Entscheidende. Man braucht eine ruhige Hand, Ausdauer und Kraft. Es kommt nicht darauf an, jeden Schuss in die goldene Mitte zu pfeffern, sondern jeden Schuss perfekt durzuführen, denn

das ist der Schlüssel zum Erfolg: 'Shoot the shot, not the score!' Bogenschiessen ist ein sehr teurer und aufwendiger Sport und mit Sicherheit nicht so einfach, wie alle immer vermuten. Man braucht sehr viel Körperbeherrschung und vor allem Ausdauer und Durchhaltevermögen. Sich in jeder Situation konzentrieren zu können und den Überblick zu behalten, ist eine Kunst für sich. Daher predigt uns unser Trainer immer wieder: «Es gibt keine, die einen ablenken, es gibt nur solche, die sich ablenken lassen.» Man hat viele Möglichkeiten, sich auch innerhalb der Sportart neu zu orientieren. Man kann beispielsweise andere Bögen und andere Techniken ausprobieren oder die Distanzen ändern oder, was ich persönlich auch sehr gerne mache, ist 3D-Schiessen. Man befindet sich dabei im offenen Gelände und schießt aus unterschiedlichen Distanzen auf ein ausgestopftes Tier. Offizielles Training ist immer an drei Tagen die Woche, ansonsten trainiere ich im Sommer, so lange es geht, jeden Tag draussen im Garten und opfere auch einen guten Teil des Wochenendes. Mein Hobby hilft mir, nach der Schule einfach einmal abzuschalten, doch bleibt der Sport vor wichtigen Prüfungen oft auch einmal auf der Strecke. Mein Traum wäre, einmal an den Olympischen Spielen teilzunehmen, nur sieht es für 2016 in Brasilien nicht so rosig aus. Vielleicht versuche ich es vorher lieber mit den Europameisterschaften.



Basketball

CRISTIAN HENRICI (I2B)

Ich spiele seit sieben Jahren Basketball, momentan in der U19 regionalen Meisterschaft und zusätzlich noch mit der ersten Mannschaft in der Nationalliga B, also der zweithöchsten Liga der Schweiz. Durch meinen Vater und einen Freund bin ich zu dieser Sportart gekommen. Mich fasziniert Basketball, weil es eine Mischung aus spektakulären und klug durchdachten Aktionen ist. Ich trainiere dreimal die Woche jeweils zwei Trainings nacheinander, denn da ich in zwei Mannschaften spiele, trainiere ich auch mit beiden...

Natürlich ist es nicht immer leicht, Schule und Sport unter einen Hut zu bringen, aber ich bekomme viel Unterstützung von meiner

Familie. Es hilft auch, dass mein Klub auf die Schule Rücksicht nimmt. Es braucht aber sehr viel Selbstdisziplin, auf diesem Level zu spielen und ich verzichte auf vieles für den Basketball – letztendlich zahlt es sich jedoch aus. Auch wenn es manchmal zu viel ist und ich oft unter Druck stehe, mache ich es gerne und könnte mir nicht vorstellen, mit Basketball aufzuhören. Mein nächstes Ziel ist, mit meiner Mannschaft in die Nationalliga A aufzusteigen, worauf wir gute Chancen haben. Auch will ich in Zukunft einer der Leistungsträger der Mannschaft sein.

Cristian Henrici
I2B, Schuljahr 2014/15
Basketball Player





Racketlon

RICCARDO KRINNER (G3E)

Ich spiele seit drei Jahren Racketlon – eine Randsportart, die aber immer populärer wird. Racketlon verbindet vier Sportarten, nämlich Tischtennis, Badminton, Squash und Tennis, die man alle gleichermaßen beherrschen muss. Ich spiele in der Nati B und trainiere deshalb bis zu sechs Mal die Woche, sofern es die Schule erlaubt, jeweils immer eine andere Sportart, manchmal aber auch zwei pro Tag. Am liebsten spiele ich Tennis, wo auch meine grössten Stärken liegen, weil ich schon als Kind damit angefangen habe. Ein Bekannter machte mich 2012 auf Racketlon aufmerksam, ich probierte es aus und war sofort begeistert.

Bei Wettkämpfen spielt man gegen jeden Gegner immer zuerst Tischtennis, dann Badminton, gefolgt von Squash und Tennis, jede Sportart auf jeweils 21 Punkte. Verglichen mit etablierten Sportarten gibt es im Racketlon noch nicht so viel Konkurrenz, im Ranking sind derzeit dennoch um die 450 Spieler eingetragen, davon 50 Jugendliche. Ich bin stolz auf meinen Schweizermeistertitel in der Kategorie U18 und meiner Teilnahme an der Weltmeisterschaft in Polen, in der ich die Schweiz in der Kategorie U21 vertreten habe. Das nächste Ziel für mich ist die Einzelweltmeisterschaft dieses Jahr!

Eishockey

AXEL LUKASZEK DO CARMO (G2B)

Seit ich drei Jahre alt bin, spiele ich Eishockey – inzwischen in der Novizen-Elite, der für meinen Jahrgang (99) höchsten Liga der Schweiz.

Als wir vor zwölf Jahren vorübergehend von England nach Deutschland zogen, nahmen mich meine Eltern am ersten Wochenende zu einem Play-off-Spiel der Frankfurt Lions mit. Es war das absolut Verrückteste, was ich bisher in meinem Leben erleben durfte. Die ausverkaufte Halle wurde plötzlich dunkel, aus den Musikboxen erklang Heavy-Metal-Musik, sämtliche Fans zündeten Feuerzeuge an und schrien die Namen der Spieler, während diese aufs Eis fuhren... Diese Atmosphäre und das Spiel machen süchtig. Seither war klar: Ich wollte Eishockey spielen!

Wenn ich nach dem Grund meiner Faszination für den Hockeysport gefragt werde, zitiere ich gerne die kanadische Spielerlegende Brendan: 'Is hockey hard? I don't know, you tell me. We need to have the strength and power of a football player, the stamina of a marathon runner, and the concentration of a brain surgeon. But we need to put all this together while moving at high speeds on a cold and slippery surface while five other guys use clubs to try and kill us. Oh yeah, did I mention that this whole time we are standing on blades 3 mm thick?' – Es ist diese körperliche und geistige Herausforderung, die mich reizt und fasziniert am Eishockey.

Im Winter trainiere ich jeden Tag zweieinhalb Stunden im Krafraum und auf dem Eis. An den Wochenenden und mittwochs haben wir dann noch Meisterschaftsspiele in der ganzen Schweiz. Auch im Sommer trainiere ich sechsmal die Woche zweieinhalb Stunden täglich Ausdauer und Kraft. Der Trainingsaufwand ist also recht hoch und neben der Schule nicht immer leicht zu bewältigen. Oft muss ich vor dem Training oder danach

Die SO zieht Bilanz

VON MARIA KATTNER

Das Schuljahr 2014/15 war ein Jahr der Veränderungen. Ein neuer Vorstand und ein neues Präsidium wurden gewählt und viele neue Projekte ins Leben gerufen. Alte Traditionen wie der Besuch des Weihachtsmanns mit dem Schmutzli in den Klassen, die Probezeitparty und eine Ostereiersuche wurden auch dieses Jahr von der Schüler- und Lehrerschaft begrüsst. Besonderen Anklang fand der diesjährige Rösli-Tag. Es wurden 653 Rosen verteilt, ein Rekord! So herrlich farbenfroh hat unsere Schule lange nicht ausgesehen. Nicht nur schenkten Schülerinnen und Schüler sich gegenseitig Rosen oder allenfalls den Klassenlehrern, sondern auch Lehrer den Lehrerinnen – und umgekehrt. Aber wer das ist, wissen nur wir.

Natürlich wurden und werden auch neue Projekte lanciert. Dank dem Einsatz der SO werden die Studientage künftig alle zwei Jahre stattfinden. Weiter wurde ein monatlicher Glacétag im Sommer zur Versöhnung mit der grossen Hitze eingeführt, neue Liegestühle wurden gekauft und auf Wunsch der Schülerschaft wird am 13. November 2015 ein Winterball stattfinden. Bei so vielen Aktionen hiess es anpacken. Trotzdem nahmen sich viele SO-Vorstandsmitglieder die Zeit unsere SO auch bei der USO (Union der Schülerorganisationen) zu vertreten und deren Workshops beizuwohnen. Im Moment sind jedoch alle Augen auf das bevorstehende Gartenfest gerichtet. Am 28. August ist es wieder so weit. Lehrpersonen, Schülerschaft, Ehemalige, Eltern, Nachbarn, alle sind herzlich eingeladen! Mit dem diesjährigen Thema «Karibik», dazu passender Steelband und einer Schatzsuche, bei welcher die Schülerinnen und Schüler einen temporären Liftschlüssel gewinnen können, hoffen wir auf gute Stimmung, viele Besucher und natürlich super Wetter.

Ohne die Unterstützung meiner Familie würde dieser Hochseilakt zwischen Sport und Schule auch nicht funktionieren. Wir sitzen wöchentlich zusammen und planen die kommende Woche; wer mich wann abholt oder ob ich genügend Zeit habe, selber zu den Trainings zu fahren, welche Schulprüfungen anstehen und wann ich dafür ein Zeitfenster zum Lernen habe. Oft fahre ich auch schon um sechs Uhr früh mit meinem Vater nach Zürich, damit ich die Zeit vor dem Unterricht noch zum Lernen verwenden kann. Während der Wintersaison wird es umso schwieriger, speziell bei den Mittwoch-Auswärtsspielen in Genf, Visp, Ambri oder Lugano.

HMS

Handelsmittelschule

Im August 2011 wurde das Eidgenössische Fähigkeitszeugnis Kauffrau/Kaufmann in die HMS eingebaut. Vor einem Jahr haben die ersten Schülerinnen und Schüler das neue Praktikumsjahr begonnen und im Juni 2015 die betrieblichen Abschlussprüfungen abgelegt. Alle Praktikantinnen und Praktikanten haben diese Prüfungen mit grossem Erfolg bestanden. Im Rahmen der Abschlussfeier vom 3. Juli 2015 durften wir 34 Fähigkeitszeugnisse und 32 Berufsmaturitätszeugnisse übergeben. Wir gratulieren allen Absolventinnen und Absolventen und danken den Praktikumsbetrieben für ihr Engagement in der Ausbildung von HMS-Praktikantinnen und Praktikanten sowie die gute Zusammenarbeit.

«So sollte Schule immer sein»

Was gehen uns die Obdachlosen in der Stadt Zürich an? Braucht es an privat organisierten Grossanlässen einen Polizeieinsatz? Und wie bewährt sich die moderne Drogenpolitik der Stadt? Ein Einblick in die Staatskundewoche der Klasse G2e.

VON SANDRA NUSSBAUMER

Staatskundewoche. Diese Bezeichnung klingt nach einer theorielastigen, ergo trockenen und öden Schulwoche. Doch: Weit gefehlt! Das Gegenteil ist der Fall. Während dieser Woche setzen sich die Schülerinnen und Schüler nämlich ganz realitätsnah mit unserem Staat (oder in vielen Fällen der Stadt Zürich) auseinander. Der Ort des Lernens ist nicht mehr nur die Schule, sondern das Leben. Ziel ist es, ein gesellschaftlich relevantes Thema von verschiedenen Seiten zu beleuchten, indem Interviews mit Experten geführt und weitere Informationen aus verschiedenen Quellen zusammengetragen werden. Ende Woche werden die Ergebnisse vor der Klasse präsentiert.

Wegen des Sechseläuten-Wochenendes beginnt die Staatskundewoche erst am Dienstag, und für einige sogar mit einer Freinacht. Eigentlich hat sie aber bereits vor ein paar Wochen begonnen. Wir blicken zurück: Die betreuenden Lehrpersonen führen das Projekt ein, lassen Gruppen bilden, Themen suchen. Diese sind schnell gefunden: Obdachlose, Asyl, Polizei, Drogen, Alzheimer und die SP als Arbeiterpartei. Die Vorbereitungen verlaufen allerdings unterschiedlich. Während die eine Gruppe um eine Eingrenzung des Themas ringt, haben andere bereits zwei Interviewtermine vereinbart. Eine Gruppe will den Einsatz von Polizei an Grossanlässen am Beispiel der Street Parade untersuchen. Die vier Jungs sind stolz, dass sie Marco Cortesi, den Pressesprecher der Stadtpolizei Zürich, für ein Interview gewinnen konnten. Bloss von den Organisatoren der Streetparade ist niemand erreichbar – und wird es leider auch bleiben. Eine zweite Jungs-Gruppe hält sich bedeckt, was ihre Vorbereitungen anbelangt.

«Ja, ja, alles in Ordnung!», «Wir gehen zu Pfarrer Sieber. Kein Problem!» und «Nein, wir brauchen nichts!» ist alles, was man zu hören bekommt. Nun denn, es sei. Eine weitere Gruppe, die sich mit der Drogenpolitik der Stadt Zürich beschäftigen wird, tätigt am Freitag vor Beginn der Staatskundewoche noch Interviewanfragen. Allerdings mit wenig Erfolg.

Es ist also Dienstag. Die ersten zwei Tage sind gefüllt mit Recherchearbeit, Vorbereitung, Durchführung und Auswertung der Interviews sowie Besprechungen mit den

Betreuerinnen. Nach wie vor ziemlich gespannt geben sich die Jungs, die zum Thema «Obdachlose» arbeiten. Sie haben soeben die Pfarrer-Sieber-Stiftung besucht und viel Wissenswertes in Erfahrung bringen können – von nackten Zahlen bis hin zu Einzelschicksalen. Die Gründe für die Obdachlosigkeit sind vielfältig. Drogenprobleme, psychische Erkrankungen, Jobverlust verbunden mit gesellschaftlichem Abstieg sind nur einige davon. Die Stiftung hat ein differenziertes Resozialisierungsprogramm entwickelt und über die Jahre ausgebaut. Sie arbeitet mit einem Jahresbudget von 20 Millionen Franken. Der Kanton Zürich zahlt jährlich 12 Millionen und hat somit die Lösung dieser Problematik quasi ausgelagert. Die Jungs finden, das mache Sinn. Warum sollte der Staat ein eigenes Projekt ins Leben rufen, wenn Pfarrer Sieber und seine Leute das so erfolgreich machen?

Bei der Gruppe «Polizei» harzt es. Die Jungs diskutieren über die Alternative zur Streetparade. Sechseläuten? Zu langweilig. Zürifäscht? Ja, vielleicht. Doch auch dort ist niemand zu erreichen. Sie sind also weiterhin unentschlossen. Schliesslich einigen sie sich halbherzig auf die Reclaim-the-Streets-Bewegung am Beispiel der unbewilligten Tanz-dich-frei-Veranstaltung in Winterthur vom September 2013. Am nächsten Tag steht das Interview mit Cortesi an. Danach wird's hoffentlich vorwärtsgehen.

Die Gruppe «Drogenpolitik» ist leider etwa ähnlich engagiert wie bei der Interviewanfrage. Die Schülerinnen und Schüler scheinen sich gegenseitig zu blockieren. Zwar haben sie bereits ein Gespräch geführt mit dem Leiter der Drogenabgabestelle im Kreis 4 über die moderne Drogenpolitik der Stadt, wissen nun Bescheid über Prävention und Regression, doch sie wissen irgendwie nicht recht, was sie mit dem Thema weiter anfangen wollen. Es scheint keine Kontroversen zu geben. «Meine Mutter hat erzählt, dass früher auf der Riviera-Treppe überall Spritzen herumlagen. Offene Drogenszene und so.» Es ist nicht ihr Projekt, so scheint es. «Gehen Sie doch noch einmal

zur Drogenabgabestelle und unterhalten Sie sich mit den Menschen, die dort in unmittelbarer Nachbarschaft leben. So bekommen Sie vielleicht einen Eindruck dessen, was die Zürcher Drogenpolitik auch bedeuten kann», schlägt die Lehrperson vor. Die Begeisterung hält sich in Grenzen. Stattdessen stöbert man im Internet. Auf der Seite des Tages Anzeigers findet sich ein ganzes Dossier zu dem Thema: Offene Drogenszene an der Seepromenade, im «Needle Park» Platzspitz und am Letten. Mit Ton-Dokumenten aus den 90er-Jahren! Das ist doch immerhin etwas. Kritische Stimmen, die es in dieser Sache durchaus gäbe, werden aber leider ausgeblendet.

Irgendwann am Nachmittag ist bei allen Gruppen die Luft raus. «Siiaiiiiiii! Mir möged nümè!» Verständlich. Das ist auch ziemliche Knochenarbeit. Irgendwie soll aus dieser ganzen Flut von Informationen ja eine ansprechende Präsentation werden.

Am nächsten Tag läuft bei der Gruppe «Obdachlose» weiterhin alles nach Plan. Die Jungs kehren am Mittag mit glühenden Wangen ins Schulhaus zurück. Sie haben eine echte Obdachlose ausfindig machen und interviewen können, was anscheinend gar nicht so einfach ist. Die Punks am Bahnhof sind nämlich keine echten Obdachlosen, eher Rebellen, die aber in der Regel einen Wohnsitz haben. Anders die alte Frau mit dem Migros-Wägel. Sie stammt aus Russland, hat dort in ihrer Kindheit eine Privatschule besucht, denn die Familie war vermögend. Als der Vater das Geschäft verlor, hat die junge Frau einen Mann geheiratet, der sie geschlagen hat. Es folgt die Flucht nach Österreich mit der Illusion, ein neues Leben aufzubauen. Doch sie gerät erneut an den falschen Mann. Irgendwann bricht sie mit ihrem Leben, mit allem, was sie hat, und wendet sich ab von der Gesellschaft. Seither ist sie obdachlos. Ihren Besitz führt sie in besagtem Migros-Wägel mit sich. Die Jungs sind sichtlich beeindruckt und berührt von dieser Geschichte. Und es stellt sich die zwar einfache, aber deshalb nicht minder wahre Erkenntnis ein, dass es uns unheimlich gut geht, aber auch, dass jederzeit alles passieren kann. Niemand ist vor irgendetwas gefeit.

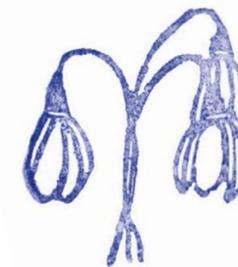
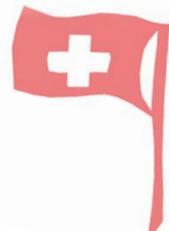
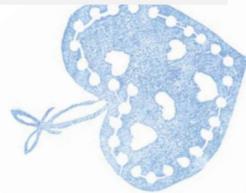
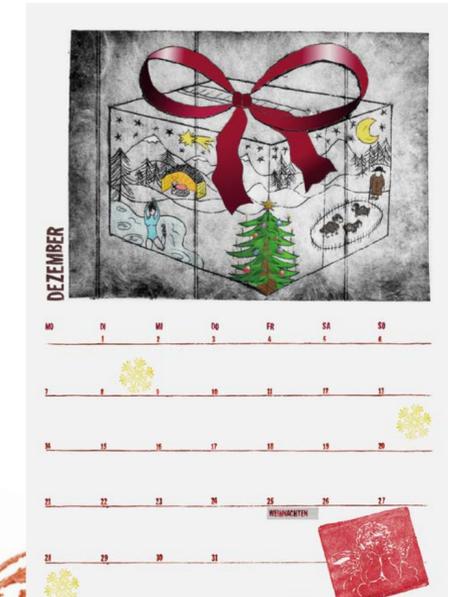
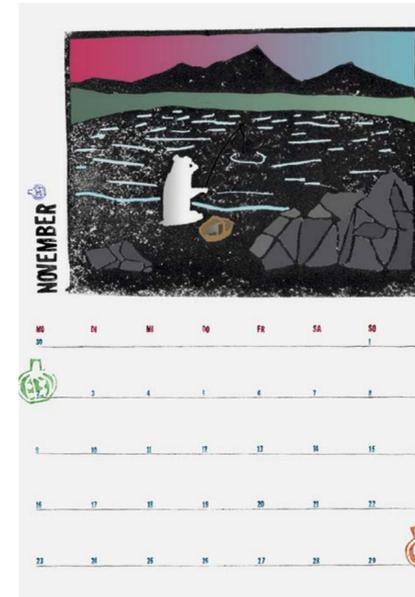
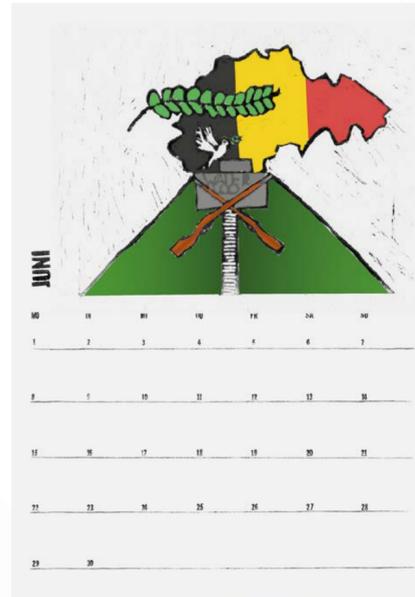
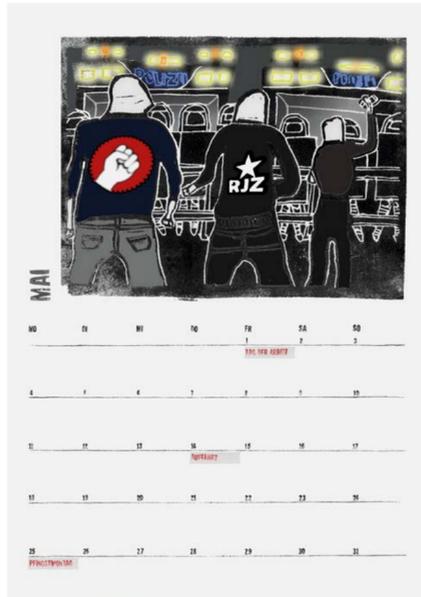
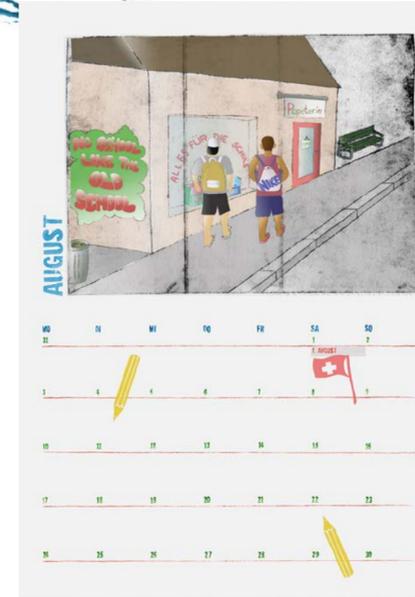
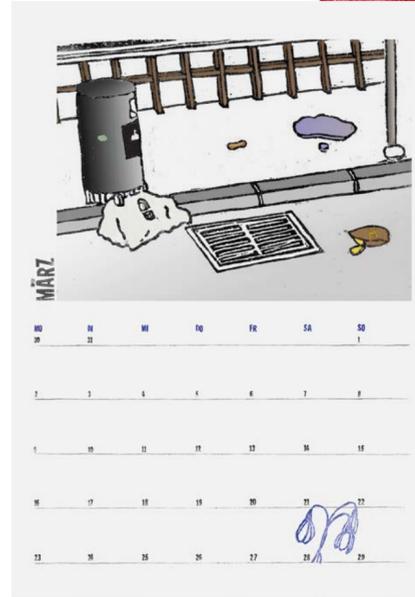
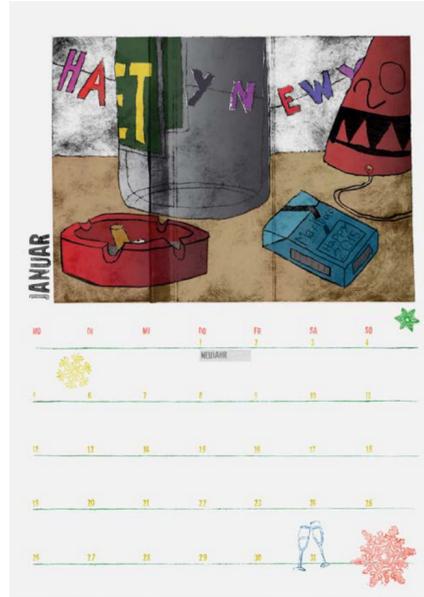
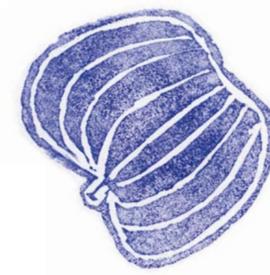
Weniger euphorisch ist die Gruppe «Polizei» nach dem Interview mit Marco Cortesi. Die Jungs sind ernüchtert. Cortesi hat sich nicht als der Interviewpartner herausgestellt, den sie sich erhofft hatten. Er ist nicht auf ihre Fragen eingegangen und hat sich um klare

Antworten gewunden. Sie sind enttäuscht. Verständlicherweise. Es bleiben noch knapp 48 Stunden bis zur Präsentation. Das wird eine Nachtschicht geben.

Am Donnerstag wird noch einmal gearbeitet, was das Zeug hält. Während einige endlich Licht sehen am Ende des Tunnels, sind ein paar wenige Gruppen schon seit dem Mittag fertig. Die Präsentationen am Freitag sind dann fast alle restlos überzeugend. Da wurden noch einmal Kräfte mobilisiert. Auch bei der Gruppe «Polizei», die über das Vorgehen bei Grosseinsätzen spricht. Es werden dabei sechs Stufen unterschieden. Und an der Tanz-dich-frei-Veranstaltung in Winterthur sind fast alle zum Einsatz gekommen, ausser Taser und Handfeuerwaffen. Die Gruppe erzählt die Geschichte einer jungen Frau, die bei dieser unbewilligten Demo von Gummischrot am Auge getroffen wurde und nun auf diesem Auge fast blind ist. Die Frau hat nach eigenen Angaben in friedlicher Absicht an dieser Veranstaltung teilgenommen. Dennoch ist die Klasse gespalten, die Diskussion hitzig. Während die einen der Meinung sind, sie sei selber schuld, schliesslich wisse man doch, was an einer solchen Demo alles passieren könne, und unbewilligt sei sie erst recht noch gewesen, sind die anderen dezidiert der Meinung, der Fehler sei auf Seiten der Polizei zu suchen. Das Zürcher Obergericht scheint das auch so zu sehen. Zwei Wochen später nämlich wird in der Zeitung zu lesen sein, dass die Staatsanwaltschaft Winterthur nun doch gegen die Kantonspolizei Zürich und die Stadtpolizei Winterthur ermittle und der Fall noch einmal untersucht werde.

Auch bei den anderen Gruppen haben sich die viele Arbeit und der grosse Aufwand gelohnt. Wir erleben interessante Präsentationen und engagierte Diskussionen. Es wird klar: Diese Themen gehen uns alle etwas an. Die Bilanz dieser Staatskundewoche fällt also durchwegs positiv aus. So bemerkt denn in der Notenbesprechung am Nachmittag jemand sehr treffend: «So sollte Schule immer sein.»

«Was bringt uns 2015?» / Illustrationen



Schwere Kost zum Frühstück

«*Inside SNB*» – unter diesen Titel stellte Thomas Jordan, Präsident der Schweizerischen Nationalbank, sein Referat anlässlich des Wirtschaftsfrühstücks vom 23. Juni.

VON VERENA STAUFFACHER

Euro-Mindestkurs, Negativzinsen und die Geldpolitik der SNB sind Schlagworte, die seit Wochen und Monaten die Medien füllen und in weiten Kreisen der Bevölkerung aufgrund der komplexen Zusammenhänge nicht selten grosse Fragezeichen hinterlassen. Kein Geringerer als SNB-Präsident Thomas Jordan selbst machte es sich zur Aufgabe, diese in den Köpfen der Schülerinnen und Schüler der dritten Klassen der Kanti Hottingen sowie etlicher weiterer Gäste zu tilgen, bevor er sich ihren Fragen stellte.

In der Schule wie in der SNB: Handys sind tabu

Es gebe Parallelen zwischen den Schulzimmern und dem Sitzungszimmer der SNB, stieg Jordan etwas überraschend in sein Referat ein. Hier wie dort seien Handys nämlich nicht erlaubt. Den Grund dafür sollten die Zuhörer später erfahren. Zunächst erklärte er ihnen Funktion und Aufgabe der Institution, der er vorsteht. Der SNB obliegt die Geldpolitik. Sie verfügt über das Notenmonopol und die Giroguthaben der Banken, die bei ihr deponiert sind und über welche diese ihre Zahlungen untereinander abwickeln. Mit dem Monopol über das gesetzliche Zahlungsmittel lassen sich die monetären Bedingungen hierzulande beeinflussen und damit auch die Konjunktur, die Inflation und das Preisniveau. Der gesetzliche, in der Verfassung verankerte Auftrag der SNB ist es, die Preisstabilität zu erhalten und gleichzeitig den voraussichtlichen konjunkturellen Entwicklungen Rechnung zu tragen. Einfluss nimmt sie einerseits über die Festlegung der kurzfristigen Zinsen, andererseits über die langfristigen Zinsen und die Wechselkurse. Die drei Instrumente zu-

sammen beeinflussen dann die Konjunktur und daraus folgend auch Preisentwicklung, Preisniveau und Inflation.

Intervention und Wirkung weit auseinander

Dabei stellt eine wesentliche Schwierigkeit die grosse Zeitspanne dar, die zwischen SNB-Interventionen und deren Wirkung liegt. «Alles, was wir heute tun, beeinflusst die Konjunktur in vielleicht eineinhalb Jahren und die Preisentwicklung und Inflation in deren zwei», schätzt Jordan. Angestrebt wird eine Inflation unter zwei, aber über null Prozent. Um zu diesem Ziel zu gelangen, gilt es für die SNB zu prognostizieren, wie die Welt in zwei oder drei Jahren aussehen wird, und dann den Vergleich anzustellen, wie die Geldpolitik wirken würde, wenn sie nicht verändert würde. Diese Inflationsprognose dient als Basis für die Anpassung der aktuellen Geldpolitik, die es erlaubt, das gesteckte Ziel zu erreichen. Die Anpassungen geschehen im Normalfall hauptsächlich über den kurzfristigen Zinssatz. Wenn dieser steigt, wird die Geldpolitik restriktiver und umgekehrt. In den letzten Jahren wurde aber auch vermehrt über Interventionen auf dem Devisenmarkt reguliert.

Wo steht die Wirtschaft heute?

Den aktuellen Stand der Wirtschaft zu bestimmen, stellt laut Jordan ein weiteres Problem dar. «Wir wissen nicht genau, wo wir heute stehen, die Zahlen etwa zum Bruttoinlandsprodukt, dem Stand der Inflation oder der Arbeitslosigkeit sind nur erste Schätzungen. Die Wahrheit über den Zustand der Wirtschaft heute kommt immer

erst später.» Eine ganz grosse Unsicherheit besteht darin, dass auf dem Weg zwischen der Intervention und deren Wirksamkeit sehr viel passieren kann. Jordan nennt etwa eine unvermittelte positive oder negative Entwicklung der Weltwirtschaft, des Ölpreises oder den Ausbruch von Kriegen.

Die erwähnten Inflationsprognosen stellt die SNB vierteljährlich. Sie basieren einerseits auf einem Szenario, wie sich die Weltwirtschaft entwickeln könnte, was für eine kleine, offene Volkswirtschaft wie die Schweiz sehr wichtig ist. Andererseits kommen Indikatoren ins Spiel wie etwa die Geldmenge, das Kreditwachstum, die Entwicklung der Frankenstärke. All diese Daten fliessen in Modelle ein, welche eine Inflationsprognose erlauben, die ihrerseits den Hauptindikator für die geldpolitischen Entscheide der SNB darstellt.

Intervention am Devisenmarkt

Anhand einer Grafik, die die Entwicklung der jeweiligen Inflationsprognosen und der Realität in den letzten zehn Jahren aufzeigt, erklärte der SNB-Chef, wie es zur aktuellen Situation mit der einstweiligen Stützung und dem nachmaligen Aufgeben des Franken-Mindestkurses durch die SNB kam. Das Platzen der Dotcom-Blase und die Terroranschläge in Amerika hatten Anfang der Nullerjahre in eine Rezession geführt. In der darauffolgenden Normalisierungsphase wurden die kurzfristigen Zinsen aufgrund der zu hohen Inflationsprognosen angehoben, also eine restriktivere Geldpolitik betrieben, um das Ziel einer Inflation unter zwei Prozent zu erreichen. Dann, 2008, veränderte sich die Welt dramatisch. Die Subprime-Krise in Amerika führte zu einem Wertzerfall von Immobilien-Wertpapieren, zum Konkurs der Bank Lehman Brothers, zum Zusammenbruch der globalen Finanzwelt und schliesslich zu einer Weltwirtschaftskrise. Im Herbst lag der kurzfristige Zinssatz bei drei Prozent, fünf Monate später gerade noch bei 0.25 %; im gleichen Zeitraum sank die Inflationsprognose von über drei auf unter null Prozent.

Eine so dramatische Wende hatte es noch nie zuvor gegeben. Der Franken erstarkte in der Folge erheblich, und die Befürchtung einer weltweiten Depression war gross. Dies bewog die SNB, wie sich Jordan erinnert, erstmals seit zehn oder fünfzehn Jahren wieder am Devisenmarkt aktiv zu werden, zunächst in kleinerem Rahmen, dann in grösserem Stil. Nach einer kurzen Beruhigung im Sommer 2011 folgte der nächste Sturm: Die massive Verschuldung etlicher EU-Staaten, etwa Griechenland, Spanien, Portugal und andere, führte unter anderem innerhalb kürzester Zeit zu einem gewaltigen Anstieg des Franken-Wechselkurses gegenüber allen anderen Währungen. In dieser Ausnahmesituation kam es zur Einführung des Franken-Mindestkurses als einziges wirksames Gegenmittel gegen den unaufhaltsam scheinenden Kursanstieg.

Kurswechsel der EZB beerdigt Mindestkurs

Die enormen Interventionen am Devisenmarkt führten zu einer Explosion der Währungsreserven und damit zu einer Zunahme der Bilanz der SNB von unter 100 Mia. auf 600 Mia. Franken, was fast dem gesamten Bruttoinlandsprodukt der Schweiz entspricht. Eine Grössenordnung, die kein anderes Land kennt. 2015 änderte dann die Europäische Zentralbank aufgrund der immer prekäreren Wirtschafts- und Finanzlage etlicher EU-Staaten ihre Geldpolitik in eine Richtung, die den Euro massiv unter Druck kommen liess. Damit war die Voraussetzung, unter der der Franken-Mindestkurs eingeführt worden war, nicht mehr erfüllt und dieser nicht mehr nachhaltig. «Die einzig vernünftige Entscheidung war es, sich vom Mindestkurs zu lösen, nicht etwa, weil er nicht mehr aufrechtzuerhalten gewesen wäre, sondern weil es nur noch eine Frage der Zeit war, bis man die Geldpolitik ändern musste. Eine Realität, die wir aufgrund der internationalen Entwicklung einfach zur Kenntnis zu nehmen hatten», begründete Jordan den Entscheid vom 15. Januar diesen Jahres. Die Änderung der hiesigen Geldpolitik



zeitigte seither Negativzinsen von 0.75 % bei den Girokonten der Banken bei der SNB; die Möglichkeit von Interventionen am Devisenmarkt bleibt bestehen.

Schwächung des Frankens wird angepeilt

Die Negativzinsen belasten das Bankensystem und dienen dazu, die Attraktivität von Anlagen in Schweizer Franken zu mindern. Da die EZB auf Euro-Anlagen bereits Negativzinsen erhoben hatte, als die Anlagen in Franken noch zu null Prozent verzinst wurden, sei dadurch unsere Landeswährung noch attraktiver geworden. Der Schritt zu Negativzinsen solle Anleger dazu bewegen, andere Währungen zu kaufen, was über die Zeit zu einer Schwächung des Frankens führen dürfte, so die Absicht der SNB. Die aus alledem folgende schwierige Situation der Schweizer Wirtschaft sowie die aktuelle Inflation von unter null Prozent beurteilt der SNB-Präsident als temporär, ist sich jedoch bewusst, dass die momentane Lage für die Exportwirtschaft eine grosse Herausforderung darstellt.

Im Zusammenhang mit dem Beschluss zur Loslösung vom Franken-Mindestkurs kam Jordan nochmals auf das Handyverbot im SNB-Sitzungszimmer zu sprechen, das von allen Sitzungsteilnehmern verlangt, ihr Gerät in einer Art Tresor zu deponieren. Bei derartigen Entscheiden dürfe vor der Veröffentlichung absolut nichts publik werden, wären doch mit frühzeitig nach aussen gedrungem Insiderwissen um den geplanten Kurswechsel auf dem Devisenmarkt hohe Milliardenbeträge einzuheimsen, weiss Jordan.

Auf Dauer zu viel Liquidität

Nach diesen äusserst anschaulich präsentierten Erläuterungen der Arbeit der SNB stellte sich Jordan im zweiten Teil der Veranstaltung den Fragen aus dem Publikum, allen voran der Schülerinnen und Schüler.

Auf die überaus grosse Bilanzsumme der SNB im Verhältnis zum Bruttoinlandsprodukt angesprochen, betonte Jordan, die SNB habe ihre Bilanz immer nur dann ausgedehnt, wenn damit ein geldpolitischer Nutzen zu erzielen war. Diese Aussicht war – nachdem Hunderte von Milliarden in Interventionen geflossen waren – Anfang diesen Jahres nicht mehr gegeben, weshalb eine weitere Ausdehnung der Bilanz durch die Stützung des Euro-Frankenkurses nicht mehr nachhaltig war und aufgegeben wurde. Bei Änderungen der Geldpolitik entstünden bei einer so ausgedehnten Bilanz aufgrund der neuen Bewertung riesige Verluste, die sowohl die Wirtschaft als auch die SNB in ihrer zukünftigen Geldpolitik schwächen würden. Es gelte, die Güterabwägung zu machen zwischen einer weiteren Aufblähung der Bilanz durch Devisenkäufe und dem damit zu erreichenden Nutzen. Eine Reduktion der Bilanzsumme werde es einstweilen nicht geben, Liquidität und Währungsreserven müssten im System bleiben, weil die Überbewertung des Frankens sonst noch verschärft würde. Irgendwann allerdings müsse die Bilanz wieder zurückgefahren werden: «Wir haben viel zu viel Liquidität, weit mehr, als es im Normalfall braucht. Den aber haben wir seit etwa acht Jahren nicht mehr», so Jordan. Zu normalen Zeiten lägen etwa fünf bis zehn Milliarden

auf den Girokonten der Banken bei der SNB. Momentan seien es etwa 350 Milliarden. Eine Normalisierung sei einstweilen nicht in Sicht, man müsse damit rechnen, dass die Bilanz noch über längere Zeit gross bleiben werde.

Grosse Erheiterung provozierte die Frage eines Schülers, ob Jordan selbst von seinem Wissen um die Kursänderung der SNB profitiert habe. Dieser verwies, leicht schmunzelnd, auf die strengen Regelungen und Kontrollen, denen die Mitarbeitenden der SNB unterliegen. Diese hätten ihr Geld auf einem SNB-Konto zu deponieren, welches in Bezug auf die Erzielung von Gewinnen genauestens analysiert und überprüft werde.

Ziel und Grenzen der Geldpolitik

Worauf die momentane Geldpolitik der SNB abziele, wurde weiter gefragt. Für Jordan stehe die mittelfristige Preisstabilität im Fokus. Um diese zu erreichen, soll einerseits der überbewertete Franken mit der Erhebung von Negativzinsen abgeschwächt werden. Andererseits seien, sofern nötig, weiterhin Interventionen am Devisenmarkt möglich. Es brauche aber auch eine Steigerung der Produktivität in der Schweiz, denn wenn diese hoch sei, könne die Wirtschaft auch mit einem überbewerteten Franken besser leben.

Und wo liegen die Grenzen der Geldpolitik der SNB? Ihr oberster Chef kennt sie: Weil die Schweiz eine offene Volkswirtschaft ist, seien die Entwicklungen und die Einflüsse von aussen riesig und dementsprechend zu berücksichtigen. Die weltweite Geldpolitik sei in den letzten acht Jahren überaus expansiv verlaufen. Zwar habe man damit eine Depression wie in den 1930er-Jahren verhindern, jedoch kein robustes Wirtschaftswachstum wiederherstellen können, und das könne die Geldpolitik alleine auch nicht bewirken. Denn Probleme wie etwa die grosse Arbeitslosigkeit in vielen europäischen Staaten müssten durch

andere Massnahmen bekämpft werden. Die rasch erfolgten geldpolitischen Lockerungen seien durch Strukturreformen zu ergänzen, etwa durch eine intelligente Fiskalpolitik, die das Wachstum und eine Konsolidierung der Schulden begünstige, und durch die Belebung des Arbeitsmarktes.

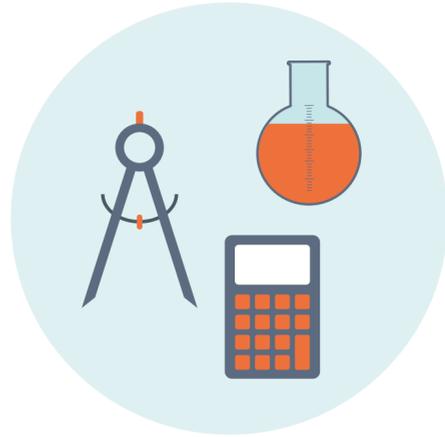
Der Anschluss des Frankens an einen Währungskorb stehe nicht auf der Agenda der SNB, beantwortete Jordan eine entsprechende Frage. Dieses Konzept werde oft etwas verzerrt dargestellt, es sei kein «Wundermittel». Das Problem liege in der Positionierung des Frankens gegenüber allen Währungen und nicht nur gegenüber dem Euro. Folgerichtig beobachte die SNB die Währungssituation insgesamt und setze ihre Interventionen und die Zinspolitik entsprechend ein. Das grundlegende Problem liege im allgemeinen Druck auf den Franken, der nicht nur wegen des Mindestkurses entstanden sei, sondern auch bei einem Währungskorb aufgekommen wäre.

Das beste Land der Welt

Dass Thomas Jordan die Welt beziehungsweise die Schweiz keineswegs einseitig aus finanzpolitischer Optik beurteilt, zeigte sein Schlusswort an die Adresse der Schülerinnen und Schüler: Entscheidend dafür, wie es der Schweiz und ihrer Bevölkerung gehe, sei nicht allein die Geldpolitik, sondern vielmehr der Wille eines jeden, sich für das Wohlergehen der Gemeinschaft einzusetzen und die Zukunft aktiv zu gestalten. Das habe die Vergangenheit gezeigt. «Sie haben alle das Privileg, eine gute Schule, eine Universität oder Fachhochschule zu besuchen. Ihr Beitrag wird entscheidend dafür sein, wie es der Schweiz geht», zeigte er sich überzeugt, um mit einem Augenzwinkern anzufügen: «Hoffentlich so, dass sie auch in Zukunft das beste Land dieser Welt sein wird.»

MINT macht Spass!

Das MINT-Konzept der Kanti Hottingen: spannend, vielfältig und praxisnah.



VON STEPHAN AMSTUTZ UND
FABIENNE HÄUSLER

Rektor Peter Stalder hat an dieser Stelle vor zwei Jahren zur damals neu lancierten MINT-Förderung (MINT steht für Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik) kritisch und nicht ganz frei von Sarkasmus bemerkt, dass mit dieser Fördermassnahme die Zahl der Studierenden in den Naturwissenschaften wohl um schätzungsweise 0.3 % steigen werde, dafür aber altbewährte Inhalte am Gymnasium geopfert werden müssten. Durch diese provozierende Aussage durchaus etwas herausgefordert, startete die MINT-Arbeitsgruppe mit der Ausarbeitung eines Konzeptes für die Kanti Hottingen.

Das Ergebnis kann sich sehen lassen: In der Arbeitswoche im April 2015 organisierte die Kanti Hottingen in Zusammenarbeit mit dem Verband «IngCH Engineers Shape our Future» für die dritten Klassen des Gymnasiums erstmals eine MINT-Woche. Das Ziel der Arbeitswoche war es, die Schülerinnen und Schüler für MINT zu begeistern und ihnen bisher mehr oder weniger unbekannte Studiengänge näherzubringen. Der Jahrgang wurde klassenübergreifend in fünf Gruppen aufgeteilt, die sich mit verschiedenen MINT-Gebieten beschäftigen konnten. Somit war gewährleistet, dass für jeden und jede etwas Passendes dabei war. Die verschiedenen Gruppen bekamen die Möglichkeit, durch Workshops, Unternehmensbesuche sowie Kontakte zu Hochschulen wertvolle Eindrücke zu sammeln. Zentraler Baustein unseres MINT-Konzeptes ist das praktische Arbeiten, ganz im Sinne von Konfuzius: «Erkläre es mir, und ich werde es vergessen. Zeige es mir, und ich werde mich (vielleicht) erinnern. Lass es mich selber tun, und ich werde es verstehen.» Ein gemeinsamer Start mit einem Blick in die Technik-Kristallkugel sowie ein gemeinsames Abschlussreferat zum Spannungsverhältnis zwischen Technik und Moral sorgten für eine stimmige Einbettung der einzelnen Kurse in ein Gesamtkonzept. Der Geselligkeit diente am Freitag dann das gemeinsame Grillieren. Die Gruppe «Rohstoffe» besuchte am Dienstagmorgen die Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft in Birmensdorf. Die zukünftigen Studierenden erhielten praktische Eindrücke zur Messung von Nährstoffkreisläufen in un-

serem Wald und zur effizienten Waldbewirtschaftung im Hinblick auf die bevorstehende Energiewende. Den Mittwochmorgen verbrachten die Teilnehmer in der KEZO Hinwil, wo sie die Kehrlichverwertungsanlage und die neuesten Technologien des Recyclings kennenlernten. Auf dem Rückweg zur Schule besichtigten die SuS eine Kiesgrube. Die Gruppenarbeiten am Nachmittag befassten sich mit dem Metallrecycling im Chemielabor sowie mit morphometrischen Messungen an Geröllen aus der Kiesgrube. Am Donnerstag besuchte die Gruppe das Technorama in Winterthur. Nach einem Einblick in das Berufsleben eines Umweltingenieurs konnten die SuS in verschiedenen Workshops selbst experimentieren und forschen.

Die Gruppe «Informatik» besuchte den Software-Entwickler AdNovum. In spannenden Workshops wurden den SuS neben dem Raspberry Pi technische Möglichkeiten zur Unterstützung handicapierter Menschen näher gebracht, was selbst hartgesottene Technikmuffel in den Bann zog. Ganz bestimmt haben diese Eindrücke bei den SuS festgefahrene Meinungen über Bord geworfen und neue Horizonte eröffnet. Ein ganztägiger Workshop zum Thema 3D-Modellierungen folgte am Mittwoch. Unbestrittenes Highlight war die exklusive Möglichkeit, am Donnerstagnachmittag Google besuchen zu können. Neben einer Besichtigung der aussergewöhnlichen Büroräumlichkeiten sowie der zahlreich vorhandenen Verpflegungsstationen stand der extra für unseren Besuch neu konzipierte Workshop «Product Design@Google» auf dem Programm. Die Teilnehmer bekamen per Videokonferenz den Auftrag eines fiktiven Kunden (in englischer Sprache), ein verbessertes Konzept für einen Billettautomaten zu entwickeln, welcher Touristen die Ticketbeschaffung gegenüber der bestehenden

SBB-Lösung vereinfacht. Zur Erhöhung des Realitätsbezugs kämpften insgesamt vier verschiedene Schülerteams um die Gunst des Kunden – inkl. einer Verkaufspräsentation per Videokonferenz.

Die Gruppe «Life Science» startete mit dem Thema Bionic. In Form eines Workshops wurde den SuS die Möglichkeit geboten, verschiedenste biologische Prozesse kennen zu lernen und diese technisch zu nutzen. Beispielsweise wurde versucht, einen Muskel mechanisch nachzubauen. Am Mittwoch fand ein ganztägiger Workshop zum Thema Lebensmittelanalyse mit Gas- und Ionen-Chromatographie sowie anderen professionellen Laborgeräten statt. Hierbei konnten die SuS unterschiedliche Lebensmittel auf ihre Zusammensetzung untersuchen, und dies mit hochmoderner Laborausstattung, die uns im Rahmen des Projekts Berzelius von der PH St. Gallen zur Verfügung gestellt wurde. Am Donnerstag besuchte die Gruppe das Institut für organische Chemie an der ETH und die Teigfabrik «Leisi», welche für die Produktion von Fertigteigen bekannt ist.

Die Gruppe «Technik» kam in den Genuss, einen eigenen kleinen Roboter zu programmieren. Ziel dieses Workshops war, dass der Roboter in einem begrenzten Raum die sich darin befindenden Legosteine entfernt, ohne dabei das Legohäuschen auf dem Spielfeld zu touchieren. Nach anfänglichen Misserfolgen führte dann die Roboter tatsächlich das aus, was von ihnen verlangt wurde. «Und so funktioniert Programmieren», war die einfache und doch tiefgründige Erkenntnis einer Teilnehmerin. Am Donnerstag besuchte diese Gruppe das Departement für Maschinenbau und Verfahrenstechnik der ETH, wo den SuS die Funktionsweise verschiedenster neuartiger Drohnen nähergebracht wurde (bspw. entwickelt die ETH gerade eine Drohne für die Überwachung von Krisengebieten). Die Gruppe «Energie» durfte sich die ersten zwei Tage mit den Themen Photovoltaik und Solarenergie befassen. Dabei hatte sie unter anderem den Auftrag, ein Spielzeugauto mit

Solarenergie statt mit Batterien zu betreiben, was am Schluss bei den meisten auch tatsächlich mehr oder weniger klappte. Im zweiten Teil der Woche wurden das Departement Maschinenbau und Verfahrenstechnik der ETH sowie die Firma Renercon besichtigt. An der ETH wurde den SuS erklärt, wie man die Möglichkeit flexibler Arbeitszeiten in 1000 Metern Tiefe simulieren kann. Ebenfalls eindrücklich waren die Experimentier-Anlagen zum Einfangen von über 2500°C erreicht werden. Wie man nachhaltig den in einer Gegend wachsenden Wald zur Wärmeenergiegewinnung nutzen kann, erfuhr die Gruppe dann bei Renercon. Sie stellt Energienutzungs-Anlagen auf und betreibt diese.

Diese Woche war für alle Beteiligten ein unvergessliches Ereignis und hat vielen SuS wie beabsichtigt MINT näher gebracht. Die Auswertung der Schülerfeedbacks zur MINT-Woche hat ergeben, dass die Woche als Ganzes ein grosser Erfolg war und nur geringfügige Anpassungen gemacht werden müssen, um die Woche nächstes Jahr noch attraktiver zu gestalten. Zurück zu Peter Stalders Prophezeiung: Wegen unserer Woche werden die Hochschulen in 10 Jahren vielleicht nicht Naturwissenschaftler am Fliessband produzieren, vielmehr haben aber alle SuS – egal was sie später studieren – eines selbst erfahren: MINT macht Spass! Und zudem hat diese Woche gezeigt, dass es nicht zwingend ein «Entweder-Oder» zwischen MINT- und altbewährten Inhalten geben muss, sondern ein gewinnbringendes «Und».

•

Das echte Wirtschaftsleben

Erfahrungen aus dem Unternehmenspraktikum von Julian Stella.



VON BEDA RIKLIN

Julian Stella, wollten Sie nach vier Wochen Praktikum bei Julius Bär überhaupt wieder zurück in die Schule kommen?

Das ist eine gute Frage. (Schmunzelt.) Ich muss gestehen, dass ich gerne noch ein paar Wochen länger gearbeitet hätte. Das selbstständige Arbeiten in einem kollegialen Umfeld und die Möglichkeit flexibler Arbeitszeiten haben mir sehr gefallen.

Was war denn Ihre Aufgabe?

Das insgesamt 4-wöchige Praktikum war so aufgebaut, dass ich die ersten zwei Wochen alle Unternehmensprozesse des e-Banking Bereichs erst einmal kennen und viele davon selber auszuführen lernte. In den letzten zwei Wochen lag der Fokus auf einem längeren Spezialauftrag, den ich selbstständig bearbeiten durfte. Der erste Teil war sehr interessant für mich, da ich viele Informationen zur Bank und zum e-Banking erhielt. Die Besichtigung der Infrastruktur gewährte mir zudem einen Blick hinter die Kulissen der Bankenwelt. Der zweite Teil gefiel mir hingegen aufgrund der Möglichkeit, selbstständig und projektorientiert zu arbeiten.

Sie haben also etwas gelernt und mussten nicht nur Kaffee kochen?

Den Mythos des Praktikanten, der tagein tagaus Kopien druckt und Kaffee zubereitet, kann ich überhaupt nicht bestätigen. Ich wurde schon am ersten Tag herzlich in das Team aufgenommen und durfte während der ganzen vier Wochen abwechslungsreiche Arbeiten ausführen. Ich musste auch kein einziges Mal Kaffee kochen!

Beeinflusst Ihre Praktikumszeit Ihre weitere Schulzeit in Hottingen oder sogar die Wahl Ihres Studienfachs?

Einerseits hat das Praktikum meine Kantizeit um eine wichtige praktische Erfahrung, welche im Schulalltag häufig vernachlässigt wird, erweitert. Andererseits hat mich der Praktikumsseinsatz in Bezug auf die zukünftige Arbeitswelt sicherlich positiv gestimmt. Da ich allerdings schon vor dem Praktikum beabsichtigte, ein BWL-Studium zu absolvieren, hat sich meine Studienwahl nicht wesentlich verändert, sondern vielmehr bestätigt.

Ihre Klassenkolleginnen und -kollegen haben in diesem Schuljahr eine Miniunternehmung gegründet, wie beurteilen Sie Ihre Praktikumszeit im Vergleich mit der Führung eines Miniunternehmens?

Man kann im Akzent Entrepreneurship ja wählen zwischen einem Minipraktikum oder einem Miniunternehmen. Bei allen Unterschieden haben beide Gemeinsamkeiten. Sowohl bei der Unternehmensführung als auch beim Unternehmenspraktikum wird das selbstständige Arbeiten unter Zeitdruck und die aktive Kommunikation im Team gefördert. Meine Klassenkolleginnen und -kollegen hatten sicherlich ein sehr interessantes Jahr, in dem sie quasi bei null beginnen mussten, um über einen längeren Zeitraum etwas völlig Neues aufzubauen und auf dem freien Markt anzubieten. Die dadurch erworbenen Eigenschaften, wie Kommunikationsfähigkeit, Eigeninitiative und Problemlösungsfähigkeit, welche für die Führung eines Unternehmens unabdingbar sind, wurden im Laufe dieses Jahres stetig verbessert. Besonders im heutigen Umfeld, in dem Start-Up-Unternehmen immer wichtiger werden, kann eine solche Erfahrung von grossem Nutzen sein. Beide Wahlangebote im Rahmen des

Akzents Entrepreneurship sind eine gute Möglichkeit, das im Wirtschaftsunterricht erworbene Wissen in die Praxis umzusetzen, wobei der Fokus bei meinem Praktikum eher auf dem Einblick in die Unternehmensrealität einer grossen Privatbank lag.

Wem würden Sie ein Unternehmenspraktikum besonders empfehlen?

Jedem Schüler, der nach drei Jahren Wirtschaftsunterricht endlich einmal Erfahrungen im «echten Wirtschaftsleben» sammeln möchte, sei das Praktikum wärmstens empfohlen. Der Einblick in das reale Geschäftsleben ist sehr bereichernd und bildet sicherlich eine gute Basis für den künftigen Einstieg in die Arbeitswelt.

•

INFOBOX

Das Unternehmenspraktikum im Akzent Entrepreneurship

Im dritten Schuljahr des Akzents Entrepreneurship haben die Schülerinnen und Schüler als Alternative zur Miniunternehmung die Möglichkeit, die Unternehmensrealität im Rahmen eines Praktikums zu erleben.

Das Praktikum wird bei einer Unternehmung in der Schweiz absolviert und dauert insgesamt 160 Stunden. Diese können entweder während der unterrichtsfreien Zeit (vier Wochen zu je fünf Arbeitstagen) oder Teilzeit während dem ganzen Schuljahr (ein Nachmittag pro Woche) absolviert werden. Die Schülerinnen und Schüler verfassen nach Abschluss ihres Praktikums eine Praktikumsarbeit, die sie zudem präsentieren. Bewertet werden der Praktikumsseinsatz, die Praktikumsarbeit sowie die Präsentation.

Link: www.ksh.ch/angebot/wirtschaftsgymnasium/entrepreneurship/

•

Mehr als eine Lektion in Sachen Flüchtlingspolitik

Mit «Welcome to Europe» hat sich die Theatergruppe der KSH dieses Jahr einer sehr aktuellen wie brisanten Problematik angenommen: Der Festung Europa und unserem Umgang mit dem Fremden.



VON MARTIN STRAUSS

Unter der inspirierenden Leitung von Susanne Rosati wurde aus zwanzig Mittelschülern auch dieses Jahr wieder eine Theatertruppe, der es gelang, das zahlreich erschienene Publikum einen Abend lang voll und ganz in ihren Bann zu ziehen.

Wenn die Bühne zum Tribunal wird

Was da von Laien geboten wurde, durfte sich sehen lassen: Die Bühne wurde immer mehr zum Tribunal, vor dem die Zuschauer sich wohl oder übel zu rechtfertigen begannen: Alle mussten sich angesichts der Flüchtlingsproblematik die Frage stellen, wie sie sich den Einwanderern gegenüber verhalten. Politisches Theater wurde da geboten, Staatskunde mal nicht im Unterricht, sondern auf den Brettern, die die Welt bedeuten.

Man kam nie zur Ruhe, wurde mit ergreifenden Lebensgeschichten von Flüchtlingen und herzlosen Beamten konfrontiert; es ging meist so weit, dass man als aufgebrachter Zuschauer am liebsten eingegriffen hätte, um für mehr Menschlichkeit zu sorgen; hin und wieder blieb einem das Lachen im Hals stecken, als man merkte, wie deplatziert gewisse Witze waren, oder man musste sich eingestehen, wie fragwürdig unsere Einstellung allem Fremden gegenüber oft ist.

An den Pranger gestellt

Ja, die Schweiz stand auf dem Prüfstand: Ihre alles andere als feinfühlig Art, die Asylsuchenden zu testen, ob sie sich für unseren Staat eignen, wurde durchschaut und zu Recht an den Pranger gestellt. Man schaute nicht allzu gerne hin, denn brutal wurden einem die Augen geöffnet. Es blieb dem Publikum nichts anderes übrig, als über die eigenen Bücher zu gehen und sich einzugestehen, dass zu vieles auch bei uns noch im Argen liegt.

Erschüttert durch die Bilder, die uns tagtäglich aus dem Mittelmeerraum erreichen, waren die Zuschauer eigentlich bestens auf diesen unter die Haut gehenden Theaterabend vorbereitet: Durch die künstlerische Verdichtung gewann das aktuelle Thema der Einwanderung in nordeuropäische Länder und der helvetischen Flüchtlingspolitik aber noch beträchtlich an Tiefenschärfe.

Unter der Hülle

Anhand vieler kleiner Szenen ergab sich ein umwerfendes Begabung. Sie allein durfte ergreifend war. Jedes Wort sass, jede Geste sagte etwas aus; die Kostüme waren durchwegs so passend wie die Bühnenmusik. Vor dem trostlos schwarzen Hintergrund stachen die weiss eingekleideten Asylanten noch deutlicher hervor. Und man begann sich unweigerlich zu fragen, was unter dem Übergewand verborgen sei. – Erst ganz am Schluss fielen dann die Hüllen: Die ihren gestalterisch und teils auch gesanglich sehr anspruchsvollen Rollen glänzend gewachsenen Jungschauspieler liessen gemeinsam die zweite Haut fallen. Den allermeisten wurde der Zutritt zum Paradies nördlich der Alpen verwehrt, denn sie hatten die knallharte Aufnahmeprüfung in unser Land nicht bestanden, mussten ihren Kittel abgeben, ehe sie uns Eidgenossen beweisen durften, wie viel in ihnen steckt und wozu sie eines Tages fähig gewesen wären.

Publikumsliebliche

Für die überwältigende Mehrheit der mit Herzblut spielenden jugendlichen Darstellerinnen und Darsteller war das Boot auch heute noch zu voll – bis auf eine Ausnahme:

die von Naomi Biaduo grandios verkörperte Schwarzafrikanerin aus Nigeria mit ihrer umwerfenden Begabung. Sie allein durfte bleiben, weil ihr komisches Talent bei uns offenbar Mangelware ist und der Schweizer es sich lieber im Sessel bequem macht um unterhalten zu werden, statt sich den Kopf zu zerbrechen und seine Haltung allem Fremden gegenüber zu überdenken. Ihr erging es vordergründig besser als dem türkischen Blumenverkäufer, einem weiteren Publikumsliebling, dessen Scheinehe mit einer Schweizerin ihn noch weniger glücklich machte als sie – und uns. Sein stummer Abgang durch die Mitte des Saals sprach Bände. Er zeigte auf einfache, aber deshalb nicht weniger theatralische Art und Weise, wie auch ohne Worte wirklich viel ausgesagt werden kann.

•

Flüchtlinge und Hospitalität

Welche Rechte haben Flüchtlinge?

VON RUFUS BUTZ

Vor kurzem habe ich mit den Schülern über das Thema der (syrischen) Flüchtlinge, die nach Europa drängen, gesprochen, auch darüber, was «echte» Flüchtlinge, was sogenannte Wirtschaftsflüchtlinge sein sollen, und bald sind wir ins Allgemeine, eben Philosophische gekommen. Was, so die grundsätzlichen Fragen, verwehrt es einem Menschen, sich irgendwo auf der Welt, gemäss seinem eigenen Entschluss, niederzulassen? Wie legitimieren sich die Grenzen der Staatlichkeit? Wenn innerhalb eines Staates Gleichheit als Prinzip gelten soll, warum nicht weltweit? Was für rationale, fundamentale Argumente gibt es, die es legitimieren, dass ein wohlhabenderer Staat A seine Grenzen gegenüber Staat B (fast) undurchlässig hält? – Immer wieder ist es spannend zu sehen, wie auf solche und andere, ähnliche Fragen grosse Philosophen geantwortet haben.

Immanuel Kant zum Beispiel hat sich mit diesem Thema im Zusammenhang mit der Frage des «ewigen Friedens» (1795) auseinandergesetzt. Ich denke, seine Gedanken sind 200 Jahre nach ihrer Veröffentlichung – auch im Umfeld vieler zeitgenössischer Beiträge zum Thema – immer noch aktuell, bedenkenswert. Der ewige Frieden (damit ist andauernder Weltfrieden gemeint), so Kant, fusst auf drei Pfeilern (ich vereinfache im Folgenden natürlich ein wenig), und zwar erstens auf innerstaatlicher Demokratie, zweitens auf einem Friedensbund freier Staaten, mithin

auf einem Völkerbund (die Idee der UNO im 18. Jahrhundert formuliert!), sowie drittens auf dem Weltbürgerrecht der allgemeinen Hospitalität. Was ist mit letzterem gemeint? Es ist, so Kant, vom «Recht die Rede, und da bedeutet Hospitalität (Wirtbarkeit) das Recht eines Fremdlings, seiner Ankunft auf dem Boden eines anderen wegen von diesem nicht feindselig behandelt zu werden. Dieser kann ihn abweisen, wenn es ohne seinen Untergang geschehen kann, solange er aber auf seinem Platz sich friedlich verhält, ihm nicht feindselig begegnen. Es ist kein Gastrecht, worauf dieser Anspruch machen kann [...], sondern ein Besuchsrecht, welches allen Menschen zusteht, sich zur Gesellschaft anzubieten vermöge des Rechts des gemeinschaftlichen Besitzes der Oberfläche der Erde, auf der [...] ursprünglich aber niemand an einem Orte der Erde zu sein mehr Recht hat, als der andere.» Ein paar Dinge dieses Zitats möchte ich herausstreichen. Erstens hat jeder Mensch das Recht, als Fremder nicht feindselig behandelt zu werden allein aufgrund der Tatsache seines Fremdseins. – Das könnte Konsequenzen haben, zum Beispiel für die Visumpolitik. Zweitens aber gehört die Erde ursprünglich allen oder keinem. Zwar sind – was nicht im obigen Passus steht – historisch gewachsene Eigentumsverhältnisse durchaus auch legitimierbar, man sollte aber doch immer vorsichtig sein und nicht vergessen, dass diese Legitimationen nicht absolut sind und unsere Geburt (an diesem Ort, in dieser Gesellschaft, mit diesem Status ...) zufällig ist. Und auch die oft gehörte Argumentation, dass wir unseren mit diesen Eigentumsverhältnissen verknüpften Wohlstand verdienten, da er von uns selbst erarbeitet sei, verkennt, bei aller vorhandenen Plausibilität, doch den Umstand der globalen Vernetztheit sowie

Kontingenz all unseres Handelns. An dieser Stelle sei auch erwähnt, dass viele Volkswirtschaften gerade profitiert haben durch die Einwanderung bedrohter Menschen. – Das könnte Konsequenzen haben für die Immigrationspolitik, zumal jeder Fremde das Recht hat, sich zur «Gesellschaft anzubieten». Drittens, so Kant, darf man Menschen zwar abweisen, aber nur, wenn es ohne ihren Untergang geschieht. Das ist unstrittig, es gehört zum Völkerrecht, dass an Leib und Leben Bedrohte ein Asylrecht haben – die Frage bleibt aber, was man tut, um Menschen dieses Recht einzuräumen, wie aktiv, passiv bzw. verhinndnd man sich in dieser Hinsicht verhält. Ich weiss auch nicht, was die Lösung für die Flüchtlingsströme, die nach Europa drängen, ist, denke aber, dass eine sachlich-philosophische Betrachtung der grundsätzlichen Sachverhalte, auch bei diesem sehr emotionalen Thema, sinnvoll ist und auch dazu führen soll, die Positionen (eigene und fremde) kritisch zu hinterfragen. Sicher kann Kant uns dabei einige Denkanstösse geben.

•



Rufus Butz,
Deutsch- und Philosophielehrer

Dschungelkind

Nach dem Bestseller von Sabine Kügler

VON BARBARA INGOLD

Der Biopic über Sabine Küglers Kindheit im Dschungel West-Papuas ist eine äusserst gelungene Verfilmung der gleichnamigen Autobiografie. Während die Romanfassung literarisch eher enttäuscht, überzeugt Roland Suso Richters Filmfassung aus dem Jahre 2011 sowohl in Regie und Besetzung umso mehr.

Als Anfang der 80er-Jahre der von jeglicher Zivilisation noch unberührte Eingeborenstamm entdeckt wird, zieht Sabines Vater mitsamt Familie in den tiefsten Dschungel West-Papuas, wo er als Missionar und Sprachwissenschaftler die Sprache der Faju erforschen will. Sabine wächst mit ihren beiden Geschwistern in dieser völlig anderen Welt auf, die sie erst als 16-Jährige wieder verlässt, um in einem deutschen Internat ihre Bildungslücken zu schliessen.

Kulturschock und Identitätsfindung sind die zentralen Themen dieser höchst aussergewöhnlichen Biografie; doch was den Film so beeindruckend macht, ist die wertungsfreie Darstellung der oft brutalen Realität des primitiven Dschungellebens aus Kinderperspektive fern jeglicher romantischen Verklärung.

Natürlich weckt der Film in mir nostalgische Erinnerungen an meine eigenen Jahre in Vanuatu anfangs der 90er, doch auch wenn man keinen persönlichen Bezug zum Dschungel und den melanesischen Stammeskulturen hat, bietet «Dschungelkind» ein besonderes Filmerlebnis. (Achtung: Für Kinder nur bedingt geeignet!)

•



Dschungelkind

Indianerweisheit

Wenn das Pferd tot ist, musst du absteigen!

VON DR. PETER STALDER, REKTOR

Nach dem neuerlichen Finale in Wimbledon hat man das Gefühl, Roger Federer könne gegen Novak Djokovic nicht mehr gewinnen. Er bemüht sich zwar redlich, spielt sein bestes Tennis und doch reicht es nicht. Ich bin selbst kein Tennisspieler, ich sehe mir die Matches nur im Fernsehen an – und jedes Mal, wenn ich das mache, verliert Federer; so war es leider auch diesmal. Der FC Aarau musste zum Saisonschluss aus der Superleague absteigen, dümpelte etliche Wochen auf dem letzten Platz herum, und als es wohl schon zu spät war, wechselte man – was in solchen Fällen üblich ist – den Trainer aus. Man kann ja nicht die ganze Mannschaft entlassen, also versucht man es mit einem neuen Übungsleiter. Das Resultat ist bekannt.

Und auch die Rapperswil-Jona-Lakers versuchten in letzter Minute, das Unglück mit einem neuen Trainer abzuwenden – auch hier funktionierte die Übung, wen wundert's, nicht wunschgemäss. In der Schule werden wir meist zum Semesterende mit ähnlichen Situationen konfrontiert, namentlich wenn die Noten knapp sind und die Promotion gefährdet ist. Wie oft werden wir kurz vor den Klassenkonventen oder auch nachher, was eigentlich gar nicht möglich ist, mit ärztlichen Zeugnissen konfrontiert, welche über Krankheiten Auskunft geben, die schon einige Monate zurückliegen. Meistens verhält es sich jedoch so, dass der Zeitraum der Erkrankung nicht mit den Tauchern im Notenbild korreliert. Und selbst bei Diplom- und Maturitätsprüfungen wird versucht, mit Wiedererwägungsgesuchen oder Rekursen das Unmögliche noch möglich zu machen. Wäre es da nicht manchmal besser, einen Schritt zurückzugehen, um die Situation noch einmal ganz nüchtern zu analysieren und dann die richtigen Schlüsse zu ziehen? Mein Französischlehrer hat uns vor

45 Jahren einmal gesagt, es sei nicht so tragisch, wenn man repetieren müsse, denn es gebe Studenten, die im Gegenzug 18 Semester an der Uni studieren würden. Was sei schon ein Jahr im Leben eines Menschen. Wir verstanden ihn damals natürlich nicht; heute sehe ich das auch wie mein ehemaliger Französischlehrer. Zurzeit beherrscht Griechenland und mit seinen Finanzproblemen die Medien. Ich mag es bald nicht mehr hören, vielleicht auch deshalb, weil ich es als Nichtökonom nicht genau verstehe. Sitzung reiht sich an Sitzung. Manchmal frage ich mich, wann die Politiker überhaupt noch schlafen. Offenbar hat man nun aber eine Lösung des Problems gefunden, mit welcher alle mehr oder weniger gut leben können. Fakt ist, dass Griechenland einzelnen Mitgliedstaaten der EU und den einschlägigen Finanzinstitutionen nach wie vor ca. 325 Milliarden Euro schuldet. Unter bestimmten Bedingungen ist nun ein neues, drittes Hilfspaket in der Pipeline. Die Indianer Nordamerikas pflegten in solch griechischen Fällen zu sagen: «Wenn das Pferd tot ist, musst du absteigen!» Da aber an verschiedenen Orten – unter anderen auch im zürcherischen Bildungswesen – auch tote Pferde noch geritten werden, haben Politiker und Wirtschaftsmanager die Indianerweisheit weitergesponnen und meinen: «Wenn du merkst, dass du ein totes Pferd reitest, besorge dir einen bequemen Sattel – es könnte ein langer Ritt werden!»



Dr. Peter Stalder, Rektor

Was lebt in unserem neuen Teich?

Im letzten Herbst wurde vor den Musikzimmern ein Gartenteich angelegt. Welche Tier- und Pflanzenarten haben sich darin angesiedelt? Gibt es Unterschiede zu einem Gartenteich im ländlichen Gebiet?

VON CHRISTOPH MEIER

Im letzten Herbst hob der Hausdienst eine stufenförmige Mulde für einen Gartenteich aus. Der Aushub wurde teilweise verwendet, um neben dem Teich einen Hügel aufzuschichten. Die Mulde wurde mit einer Teichfolie bedeckt und mit Wasser gefüllt. Dann wurde eine Pumpe installiert, die Wasser vom Teich auf den Hügel hinaufpumpt, von wo das Wasser über ein paar Stufen wieder in den Teich zurück fliesst. Bei diesem Pumpen wird das Wasser auch gefiltert. Bis zum Zeitpunkt der Niederschrift wurde lediglich eine Ecke des Teichs mit Schilf bepflanzt. Bis zu den Sommerferien sollte aber auch der restliche Teichrand mit vorwiegend einheimischen Wasserpflanzen begrünt worden sein.

Aber: Welche Tiere siedeln sich mitten in der Stadt in einem solchen Teich an? Und: Wie finden diese Tiere zu unserer kleinen Wasserfläche? Da auch ich bei mir zu Hause – ich wohne oberhalb von Hinwil in relativ ländlicher Umgebung – vor zwei Jahren einen kleinen Teich mit Umwälzpumpe und Mini-Bach angelegt habe, interessiert mich natürlich, welche Tiere sich im Schulteich und welche sich in meinem Gartenteich tummeln. Um es vorweg zu nehmen: Die Unterschiede sind kleiner als erwartet. In beiden Teichen haben sich spontan folgende Arten angesiedelt:

- Bergmolche. Diese Molche, deren Männchen am Bauch charakteristisch orange gefärbt sind, streifen typischerweise im März in der Gegend umher auf der Suche nach einem geeigneten Laichplatz. Sie sind nicht sehr wählerisch und besiedeln auch Teiche, die noch gar nicht fertig sind. Bei ihren meist nächtlichen Wanderungen legen sie Strecken von bis 600 Meter zurück. Sie verlassen im Juni die Teiche wieder.
- Süsswasserpolypen (Hydren). Diese sind wahrscheinlich nicht «eingewandert», sondern im Sediment oder im Schilf versteckt in den Teich eingeschleppt worden.

- Stech- und Zuckmückenlarven. Die Eier werden von den Mückenweibchen in stehende Gewässer abgelegt, aus denen sich dann die Larven entwickeln.
- Diversa. Weitere nicht genauer identifizierte Insekten, die auch mit Wasserpflanzen eingeschleppt worden sein könnten. Im meinem Gartenteich haben sich ausserdem Libellenlarven, Wasserläufer, Rückenschwimmer und Wasserschnecken angesiedelt. Ich gehe davon aus, dass diese Tiere zu einem späteren Zeitpunkt auch in unserem Schulteich anzutreffen sein werden. Die Wasserschnecken werden mit den Wasserpflanzen eingeschleppt. In meinem Gartenteich haben auch zwei Grasfrösche geelaicht. Die Kaulquappen wurden aber alle von den Molchen und eventuell von den eingesetzten Kleinfischen – den Moderlieschen – gefressen. Ich erwarte jedoch nicht, dass Frösche von alleine in den Park des Schulhauses finden werden. Ich bin gespannt, wie sich unser Schulteich weiter entwickeln wird, insbesondere wenn auch die Bepflanzung abgeschlossen ist. Auf jeden Fall ist er schon jetzt eine Bereicherung für unser «Pärkli».



Christoph Meier, Physiklehrer

Aufnahmeprüfung 2015

Erheiternde Stilblüten aus der Feder hoffnungsvoller Kandidaten.

Sie verbrachten einen schönen Abend miteinander und versuchten, sich dieses schlimme Ereignis aus ihren Köpfen zu schlagen.

Auf einem Mobiltelefon kann man viel unternehmen.

Der rote Laster konnte die kleine, arme und hilflose Carmen nicht sehen, weil er so weit oben sass.

Sie überquerten die Strasse, als plötzlich ein Auto rasend um die Ecke schnellte.

Weil man gerade seinem eigenen Fleisch und Blut gegenüber sitzt, dessen Hände vielleicht gerade wild gestikulierend in die Höhe schweifen und dessen Blick sich zu einer kalten Miene umgeformt hat, mit Augen, deren Blick man zu weichen glauben muss.

Ich kann sicher sagen, Frauen und Männer haben Gefühle – die Frauen mehr und die Männern weniger.

Ich habe dem Lehrer spannend zugehört.

Es herrschten Angst, Schweiss und Panik.

Ich bin auch keiner, der täglich sein Mittagessen ins Netz stellt und sich anschliessend darüber freut, wenn jemand am anderen Ende der Welt dieses mag.

Meine Freude ist so gross wie ein Kind an Weihnachten.

Auf einmal überhäufte mich ein Gefühl mit Langeweile.

Danach überschlug mich aber wieder die Langeweile.

Plötzlich machte es mir sogar ein wenig Spass, ein Buch zu lesen. Das machte mir irgendwie ein komisches Gefühl im Bauch.

Den Rest vom Tag verbrachte ich schmorend in meinem Zimmer.

Zum anderen interessiere ich mich für den Körper der Mädchen, der anders gebaut ist wie unserer. Da wir schon die Aufklärung in der Schule behandelt haben, weiss ich meines Erachtens genug und das Interesse wird kleiner.

IMPRESSUM

Redaktionsschluss Nr. 3 / 2015:
13. November 2015

Redaktion: Barbara Ingold
(b.ingold@ksh.ch), Sandra Nussbaumer
(s.nussbaumer@ksh.ch)

Mitwirkende an dieser Nummer:

Stephan Amstutz, Wiebke Breternitz, Rufus Butz, Simon Haas, Fabienne Häusler, Cristian Henrici, Barbara Ingold, Maria Kattner, Riccardo Krinner, Axel Lukaszek do Carmo, Christoph Meier, Sandra Nussbaumer, Beda

Riklin, Elisa Sosa-Liu, Peter Stalder, Julian Stella, Verena Stauffacher, Martin Strauss, Daniel Zahno

Fotografien: Simon Haas, Ronald Cull (Foto Henrici), Derek Li Wan Po (Foto Gademann), gyselroth

Gestaltung: gyselroth™ – Agentur für Brand Identity und Digital Media, Simon Haas (BG-Seite)

Druck: Bühler Druck AG, Schwerzenbach

Der Lehrer als Gärtner

Gedanken zum Schuljahreswechsel



VON BARBARA INGOLD

Viele Europäer träumen von den Tropen, dem vermeintlich ewigen Hochsommer, wohl weil es keine Postkarten und Kalenderbilder von der ätzenden Regenzeit und all den damit einhergehenden Beeinträchtigungen gibt. Ich persönlich bevorzuge die Abwechslung der Jahreszeiten, die den Kreislauf des Entstehens und Vergehens permanent erlebbar machen. Als verkappte Zwangsneurotikerin mag ich auch metaphorisch kongeniale Korrelationen von Ereignissen und Jahreszeiten. Im Ansatz geht das doch allen so; wer verliebt sich nicht lieber im Frühling als im Winter? Neues sollte man am besten im Frühling anpacken, Altes im Herbst loslassen und Depressionen im Winter schieben, finde ich. Nur richtet sich der Lauf der Dinge leider selten nach den Jahreszeiten und so tu ich mich weiterhin schwer mit dem Schuljahreswechsel Mitte im August. Früher fiel wenigstens die Matura in den Herbst, in die Erntezeit also, was irgendwie zur Reifeprüfung passte. Die Übernahme einer neuen Klasse jedoch ist wie das Anlegen eines Gartens und das gehört nun einmal nicht in den Spätsommer, sowas macht man wirklich besser im Frühling.

Die Metapher hinkt natürlich, doch fühle ich mich als Klassenlehrerin tatsächlich ein bisschen wie ein Gärtner, gerade in der Anfangsphase. Das gibt zu tun, denn ist der Garten erst einmal verwildert, ist im Nachhinein nicht mehr viel zu machen. Die Mittel sind beschränkt, wir haben es ja nicht mit hohem sol Monokulturen zu tun, bewegen uns zwar in einem relativ geschützten Rahmen, aber nicht im Gewächshaus und können die Setzlinge auch nicht selber aussuchen. Das angestrebte Resultat ist aber auch kein französischer Garten, sondern eher der kontrollierte Wildwuchs nach englischer Façon. Im besten Fall ergänzt sich das heterogene Saatgut gegenseitig und wächst schnell zu einem vielfältigen, gut funktionierenden

Verbund zusammen. Die unkomplizierten, robusten Pflanzen gedeihen erfreulich und ohne grosses Zutun vor sich hin – da sind aber auch die ganz zarten Pflänzchen, die anfangs einer Sonderbehandlung bedürfen, damit sie nicht verkümmern im Schatten der zum Licht drängenden Schnellblüter oder des dominanten Unkrauts, das man hie und da leicht zurückstutzen muss (Gift dürfen wir als ökologische Schule ja nicht einsetzen).

In späteren Semestern kommen dann die Repetenden, die man wie alle Neophyten gut im Auge behalten muss, damit sie mit ihrer Dynamik nicht das ganze Ökosystem der Klasse aus dem Gleichgewicht bringen. Es dauert manchmal eine ganze Weile, bis sie den Schock der Entwurzelung verkraftet und wieder Halt gefunden haben, doch können sie auch einen durchaus positiven, belebenden Einfluss auf das Gesamte haben und umgekehrt; man erlebt da zuweilen gar wundersame gegenseitige Befruchtungen. Im dritten und heikelsten Jahr beginnen oft auch scheinbar starke Gewächse urplötzlich zu serbeln. Die einen leiden an einer Art Überdüngung, einem als Schulmüdigkeit bekannten Phänomen, andere wiederum scheinen an die Grenzen des geistigen Wachstums gestossen zu sein. Dies ist gewöhnlich auch die Zeit der Kriseninterventionen, ein freiwilliger, zeit- und energieintensiver, aber im Grunde auch der spannendste und befriedigendste Aufgabenbereich eines Klassenlehrers, denn hier können nachhaltig Weichen gestellt werden. Man kriegt dabei oft tiefe Einblicke ins Leben und Leiden heutiger Teenager (und ihrer Eltern!) und nicht selten noch nach Jahren dankbare Rückmeldungen von Seiten der Betroffenen. Nicht immer geht die Sache gut aus (und ich hoffe, nie mehr eine Abdankungsrede schreiben zu müssen), aber in der Regel bringt man kriselnde SuS schon wieder auf Kurs oder kann zumindest bei der Suche nach geeigneteren Alternativen behilflich sein.

Das Maturjahr sorgt dann meist wieder für erfreuliche Überraschungen, wenn nämlich das Ziel in Sichtweite kommt und bei vielen eine intrinsische Motivation spürbar wird, sich das volle Potential entfaltet und die pädagogische Saat Früchte trägt. Das äussert sich nicht nur in bisweilen hervorragenden Maturarbeiten, sondern generell einem gesteigerten Arbeitsinsatz. Dann macht auch das Unterrichten am meisten Spass, intellektuelle Höhenflüge werden möglich, der Umgang mit den einem inzwischen bestens vertrauten SuS ist freundschaftlich entspannt, die Unterrichtsdisziplin meist kein Thema mehr. Als Klassenlehrer muss man sich höchstens noch mit der selektiven Absentitis einzelner Schüler herumschlagen, die zwecks Optimierung ihres Zeitmanagements gewisse Fächer etwas gar spärlich besuchen. Hier wird es nun schwierig mit der Gartenmetapher, denn die unter periodischem Schwindel leidende Wunderpflanze, die immer mal wieder unsichtbar wird, gibt es in der Botanik nun mal nicht. Auch hinkt der Vergleich von Ernte und Matur gewaltig, da müsste man eher Bauer und Acker bemühen, was der Sache aber auch nicht ganz gerecht wird. Aber der Abschied von einem Klassenzug ist eh eine ambivalente Angelegenheit. Einerseits freut man sich für seine SuS, andererseits wird man sie vermissen, schliesslich sind sie einem über die Jahre ans Herz gewachsen. Mit ein paar Ausnahmen vielleicht, denen man eine steile Karriere irgendwo in Abu Dhabi oder als Astronaut bei der Nasa (Hauptsache weit weg) wünscht, aber die allermeisten sieht man gerne wieder, irgendwann, irgendwo, gespannt darauf, was aus den Pflänzchen so alles geworden ist...

•

August 2015

- 17. Unterrichtsbeginn HS 2015/16
- 17. Eröffnung des Schuljahres für Erstklässler, ihre Eltern und Klassenlehrer, Église française, 16.30 Uhr
- 28. Gartenfest, ab 18.00 Uhr

September 2015

- 02. Orientierungsabend IMS, Aula, 19.30 Uhr
- 03. Schulreisen 1. Klassen
- 10. Kontaktseminar Schule-Wirtschaft (HMS & IMS)
- 14. Knabenschiessen (unterrichtsfrei ab 11.35 Uhr)
- 28. Arbeitswochen (nicht alle Klassen) und Studienreisen (Abschlussklassen) (28. 09. – 2. 10.)

Oktober 2015

- 05. – 16. Herbstferien

November 2015

- 10. Forum KSH «Standort Schweiz»: Tourismus, Aula, 10.45 – 12.15 Uhr
- 17. Orientierungsabend Gymnasium und HMS, Aula, 19.30 Uhr
- 24. Schnuppertag Sekundarschüler und Übertreter
- 27. Weiterbildung Lehrerschaft

Dezember 2015

- 17. Weihnachtskonzert, 18.30 Uhr
- 21. Weihnachtsferien